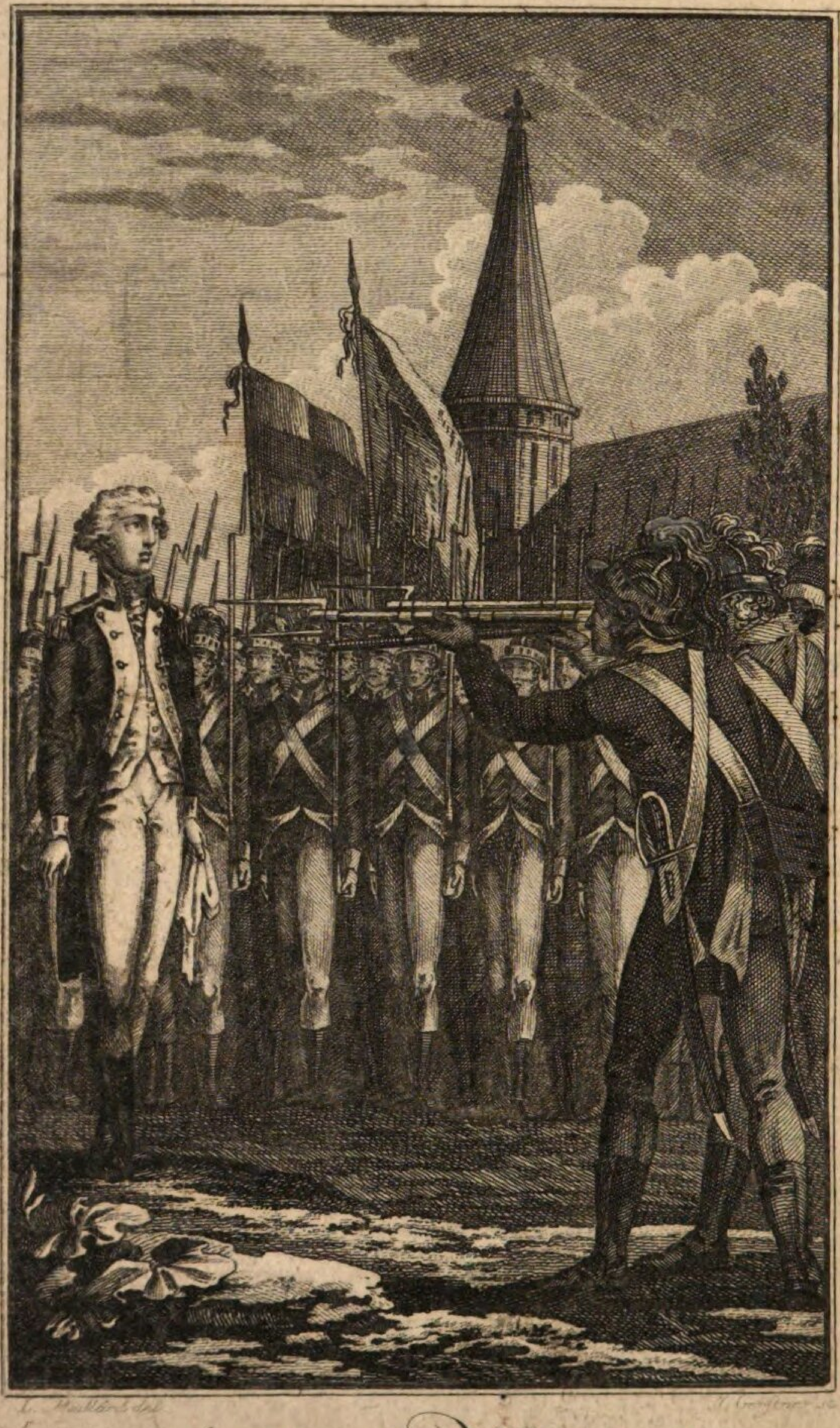
Biogr. C. 438 e (2

<36601997950013

<36601997950013

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr. C. 438 e (2



Sombreuils Heldentod.

Charakteristische Lebensgemälde

unserer

denkwürdigsten

Zeitgenossen.

Herausgegeben

von

Julius Gustav Meißner.

Zweiter Band.

Wien, 1800.
Im Verlage bei Anton Doll.

Ta 170/323

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Charakteristische
Lebensgemälde.

Von
Jul. Gust. Meißner.

Zweiter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Friedrich Wilhelm der II.

Die Welt sah diesen König von Preussen an den Begebenheiten, welche die politische Gestalt von Europa veränderten, den ersten thätigsten Antheil nehmen, dann vom Kampf-Schauplatze zurücktreten, dann noch in fortdauernder Wirkung auf die politischen Umstände und Ereignisse, die eben in den letzten Tagen seines Lebens zu den entscheidenden Katastrophen kamen. Eine genaue, umständliche, unparteiische Geschichte kann jetzt noch kein Mensch von dem Leben und der Regierung dieses Monarchen schreiben; wir begnügen uns daher folgenden Schattenriß gezeichnet zu haben.

Friedrich Wilhelm der II. wurde den 25. September 1744 gebohren. Er war der Sohn August Wilhelms, welcher ein Bruder Friedrichs des II. und Statthalter von Pommern war. Seine Mutter war Louise Amalie, Herzogs Ferdinands Albrecht von Braunschweig-

Lüneburg Tochter. Zu Ende des Jahrs 1758 wurde er von seinem Oheim, Friedrich dem II. zum Prinzen von Preussen, das ist zu seinem Nachfolger erklärt, welchem er auch den 17. August 1786 succedirte. Seine erste Gemahlin war Elisabeth Christine Ulrike, Herzogs Karls von Braunschweig Wolfenbüttel Tochter, mit welcher er am 12. Julius 1765 vermählt wurde. Als er sich hernach von ihr im Jahr 1769 scheiden ließ, heirathete er zum zweitenmale, den 14. Julius 1769, die Prinzeßin Friderike Luise, Landgrafs Ludwig des IX. von Hessen-Darmstadt Tochter, welche jetzt zu Charlottenburg ihren Wittwensitz hat.

Die eilfjährige Regierung dieses Monarchen übertraf, im Verhältniß des kurzen Zeitraums, an Mannigfaltigkeit von Merkwürdigkeiten und Abänderungen, die sechs und vierzigjährige Regierung seines grossen Oheims, Friedrichs des II., und sie hatte mit ihr frappante Aehnlichkeiten. Im Anfange war Friedrich Wilhelm, wie Friedrich der II. der Gegner Oesterreichs, und mit einer furchtbaren Armee an Böhmens Grenzen, im Begriffe den Krieg anzufangen. Er wurde Freund und Alliirter Oesterreichs, wie Friedrich zur Zeit der ersten pohlnischen Theilung. Seine Freundschaft veränderte sich in jene Zurücktretung, und bedeutungsvolle Beobachtung Oesterreichs, wie man sie bei Friedrich in den baierischen Tau-

schungs-Planen sah. Er war ein Alliirter von England, wie Friedrich, und ging wieder, wie jener, von der Subsidien-Allianz ab. Er führte Krieg mit Frankreich, wie Friedrich, und schloß einen Partikular-Frieden mit Frankreich, wie jener gegen Ende des siebenjährigen Krieges.

Mit Rußland war er Alliirter zur Theilung Pohlens, wie Friedrich, und beobachtete, wie jener die circumspecteste Vorsicht in seinen Verhältnissen mit dem Petersburger Hofe. Wie Friedrich bot er seinen Protekzions-Bund den Fürsten Deutschlands, nach dem Baßler-Frieden an. Die preußische Monarchie erweiterte und vergrösserte er, mehr noch als sein grosser Vorgänger. — Die Herstellung der Ruhe in Holland, die Rettung Schwedens, die wohlthätige Friedensstiftung für die Ottomanische Pforte — waren Auszeichnungen seiner eilfjährigen Regierung, die Friedrichs lange Regierung nicht hatte.

Ein Viertheil der sechs und vierzigjährigen Regierung Friedrichs war kriegerisch. In der nur eilfjährigen Regierung Friedrich Wilhelms war beinahe die Hälfte kriegerisch.

Ein sanftes, gefühlvolles, zur Liebe, zum Wohlwollen geschaffenes Herz machte die Grundlage des Charakters Friedrich Wilhelms des II. Kaum hatte er den Thron bestiegen, so bewirkte dieses Gefühl eine grosse, unver-

geßliche Begebenheit. Er sah eine geliebte Schwester leiden. Er sprach, und Holland war erobert. Die Eroberung der ganzen grossen Republik Holland war ein Werk von 18 Tagen für den Herzog von Braunschweig. Europa bewunderte den neuen Glanz des Ersten seiner Feldherrn. Deutschland stolz auf ihn, überlieferte seinen Ruhm der Ewigkeit, und hielt das Wortgepränge eines exaltirten Enthusiasmus zu gering für ihn. Dergleichen Belohnungen in Phraseologien überlassen die Deutschen den Franzosen. Der Kenner der Zeitumstände weiß, daß Pichegrü in Holland leichtere Arbeit fand, als der Herzog von Braunschweig. Und die Eroberung Pichegrüs machte Holland zum Sklaven von Frankreich; die des Herzogs von Braunschweig gab ihm seine reine Selbstständigkeit und Integrität wieder. Frankreichs Herrscher nahmen der Republik Holland ihre schönsten Provinzen weg, und mehr als 100 Millionen an baarem Gelde. Preussens Monarch verlangte nichts, auch selbst nicht die ansehnlichen Kosten des Feldzugs. Sein Lohn war die Zufriedenheit seines brüderlichen Herzens. Er hatte eine geliebte Schwester gerettet.

Die Wiederherstellung der Rechte des Oranischen Hauses in Holland hatte eine Triple-Allianz zwischen Preussen, England und Holland zur Folge. Der Graf von Herzberg

hielt diese neue Allianz für eine der wichtigsten Begebenheiten zur Sicherheit von Europa, wie er in einem Briefe selbst schrieb. Kaum fünf Jahre waren vergangen, und alle Folgen des Allianz-Systems waren nichts. So hängt alles von dem Schicksale der eintretenden Umstände, von einer höhern Macht ab.

Sechs Tage nachdem Franz der II. zum Kaiser gekrönt ward, am 21. und 22. Julius 1792, besprachen sich der neue Kaiser und der König von Preussen zu Mainz. Der König eilte zu seiner Armee, welche in Verbindung mit einem Korps österreichischer Truppen, und einem andern von bewaffneten Emigranten in Frankreich eindrang, dessen Demagogen schon im Aprilmonathe Franz dem II. den Krieg erklärt, und mit einem Ueberfalle in den österreichischen Niederlanden angefangen hatten. Nicht die Deutschen also, noch weniger der König von Preussen, sondern die Franzosen hatten den Krieg angefangen; man muß alle Facta leugnen, wenn man das Gegentheil behaupten will.

Der König, und der Oberbefehlshaber der kombinirten Truppen, der Herzog von Braunschweig, drangen bis gegen Chalons in Frankreich vor. Am 20. September kam es, nach der Eroberung von zweien Festungen, und der Einschliessung eines französischen Korps, zu einer Akzion bei Valmy, die aber nur

eine Kanonade blieb, und keine Schlacht wurde.

Demohngeachtet machte dieser Tag eine neue Welt=Epoche. Alles änderte sich. Von Preußischer Seite unterhandelte man mit Dumouriez. Die Unterhandlungen zerschlugen sich. Aber die kombinirte Armee ging zurück, verließ Frankreich, und eilte nach Deutschland. Dringende Umstände hielten den König vorerst von seinen neuen Planen ab, indem dieser Rückzug die dritte Epoche in dem politischen Systeme Friedrich Wilhelms gemacht hatte. Er mußte Deutschland retten. Ein Korps von 25,000 Mann Franzosen hatte, während seines Rückzugs aus Champagne, die wichtige Festung Mainz überfallen, durch Verrätherei eingenommen, Frankfurt besetzt und drohte ins Herz von Deutschland einzubrechen. Nie war das deutsche Reich in grössserer Gefahr. Custine, mächtiger durch die geheimen Verständnisse und Aufwieglungen in vielen deutschen Staaten, als durch die Zahl seiner Truppen, hatte nichts geringeres zur Absicht, als alles in Deutschland zu revoluzioniren. Da setzte ihm der muthige Fürst der Hessen sein treues Volk entgegen, und hielt ihn auf, bis die Preussen herankamen, und ihn zurücktrieben, worauf der König selbst, an der Spitze einer Abtheilung von Preussen und Hessen, am 2. Dezember Frankfurt mit

Sturm einnahm, und dann die französische Armee bis nahe an Mainz zurücktrieb.

Im folgenden Jahre eroberte der König die Festung Mainz, nach einer schweren Belagerung; ein Theil seiner Armee unter dem Oberbefehle des Herzogs von Braunschweig schlug die Franzosen, und sie wurden ganz aus Deutschland vertrieben. Landau wurde hierauf von den Preussen berennt, und bombardirt.

Die Kriegskosten am Rheine wurden dem Könige von Preussen in Pohlen bezahlt, wo, vermöge eines neuen Allianz-Traktats mit Rußland, diejenigen Provinzen, die den Nahmen Süd-Preussen bekommen haben, von einem preußischen Korps in Besitz genommen wurden. Der König selbst verließ die Armee am Rheine, um sich nach den neuen Besitzungen in Pohlen zu begeben. Die neuen Verhältnisse mit Rußland, und neuere mit England, welches grosse Subsidien an den König zahlte, erhielten noch seine Theilnahme an dem französischen Kriege, so sehr sich auch sein System hierbei geändert hatte, im folgenden Jahre 1794, aber nicht länger. Im März des Jahrs 1795 hörten alle Feindseligkeiten zwischen den Franzosen und Preussen auf, und am 5. April wurde zu Basel der Friede unterzeichnet.

Der König hatte wegen den Beschäftigungen in Pohlen seinen Wunsch nach einem Frieden mit Frankreich verdoppelt. Die erstere Besitznehmung 1793 hatte Unruhen und einen Krieg zur Folge, in welchem der König selbst seine Armee anführte, mehrere Siege erfocht, und bis nach Warschau vorrückte, sich aber nachher zurückzog, um die in Süd-Preussen ausgebrochenen Insurrekzionen zu vertilgen. Die rußischen Truppen vollendeten indessen den pohlnischen Krieg, und Friedrich Wilhelm erhielt bei der gänzlichen Theilung Pohlens, noch einen grossen Theil dieses Landes, im Jahre 1795.

Die gesammten Erwerbungen von Pohlen betrugen mehr als ein Drittheil der ganzen preußischen Monarchie, an neuer Volksmenge, und zwei Drittheile an Grösse und Umfang. Friedrich Wilhelm bekam einen Zuwachs von 2050 Quadratmeilen, und 2 Millionen 75 tausend Menschen. Die vorigen Einkünfte dieser Länder waren gegen 8 Millionen pohlnische Gulden gestiegen. Daß sie unter der preußischen Regierung gar viel mehr eintragen, ist einleuchtend. Unter den vielen schönen neuerworbenen Städten befand sich die in mancherlei Betrachte wichtige Stadt Danzig, und die herrliche Residenz Warschau.

Eine andere Vergrösserung des preußischen Staats erhielt der König durch die Ver-

einigung der fränkischen Fürstenthümer Baireuth und Anspach mit der Krone. Der Flächeninhalt dieser Länder wird zu 145 Quadratmeilen, und die Bevölkerung zu 350,000 Menschen angegeben.

Also auf dritthalb Millionen Menschen, und 2200 Quadratmeilen belief sich der Zuwachs der preußischen Staaten unter der Regierung Friedrich Wilhelms. Er fand beim Anfange seiner Beherrschung 6 Millionen Menschen, und hinterließ neunthalb Millionen, er erbte 3600 Quadratmeilen, und hinterließ 5800. Die erworbenen neuen Länder waren höchst fruchtbar, und noch vieler Cultur fähig. Ihre Einkünfte für den Staat vermehrten sich jährlich. Sie gaben ein Arrondissement mit einer Grenze, die die Natur durch die Weichsel formirte.

Unter allen diesen weitausgebreiteten kriegerischen und politischen Beschäftigungen in, und mit dem Auslande, verlohr Friedrich Wilhelm die innern Angelegenheiten nicht aus den Augen. Er ließ das neue, unter Friedrich dem II. entworfene Gesetzbuch vollenden und einführen, machte in den innern Staatsverwaltungen viele neue Verbesserungen und Einrichtungen, und ließ die neuerworbenen Länder nach preußischer Ordnung organisiren, unterstützte die Armuth, mit Freigebigkeit und durch mehrere neue Anstalten, ermunterte

den Handel, die Industrie, und die Künste durch Prämien und vielfache Belohnungen. Er wurde der Stifter einer neuen Akademie der mathematisch-mechanischen, und bildenden Künste, welche unter der Curatel des verdienstvollen Heinitz in kurzer Zeit zu einem hohen Ruhme empor kam. Er bezeigte den deutschen Gelehrten, die von seinem Vorfahrer ihnen oft ungerecht entzogene Achtung, ehrte die deutsche Sprache, und schätzte die Wissenschaften. — Vorzüglich strebte er dahin, die Religions-Lehrer zur Beobachtung des gesetzlichen Systems anzuhalten, und zu verhüten, daß nicht Jedermann, alles was ihm einfiel und was ihm dünkte, zu Religionsgrundsätzen für Andere machte. Aber er übte die Toleranz mit der ihm immer eigenen Güte aus. Niemand wurde wegen seiner eigenen Religions-Meinungen verfolgt. Nur andern sollte er sie nicht, unter gesetzlicher Autorität eines vom Staate bezahlten Lehrers, und mit Verletzung geleisteter Verpflichtung, aufdringen, und so die Ruhe stöhren. — Zur Erziehung und Bildung der Jugend ließ er verschiedene neue Anstalten einrichten. Die Städte Berlin, Charlottenburg, und andere verschönerte er, besonders in den ersten Jahren seiner Regierung, mit vielen, zum Theil prächtigen Gebäuden. Alle Zweige der Staatsverwaltung erhielten von ihm Verbesserungen. —

Der persönliche Charakter Friedrich Wilhelms beruhte auf Menschenfreundlichkeit, und Güte des Herzens, wie schon oben bemerkt worden. Dieser Sanftmuth stand martialischer Muth und Tapferkeit zur Seite. Bei der heftigen Kanonade vor Valmy in Champagne, ritt er, um seinen Truppen Muth zu machen, vor die Linie, und rief: „Kinder! seht, ich bin hier viel höher wie ihr, und die Kugeln thun mir, und dem Pferde nichts, habt also keine Furcht." — So wenig er sich selbst im Kriege schonte, so sehr schonte er sein Volk. Auch hat dieß Sentiment: nicht mit grosser Aufopferung von vielen Menschen Siege zu erkaufen, grosse Siege, die zu gewinnen waren, hintertrieben. Der französische, und der polnische Krieg, vornehmlich die Belagerung von Warschau, gaben davon Beweise.

Friedrich Wilhelm war einer der längsten, und einer der schönsten Menschen seiner Staaten. Sein Kopf schien nur, wegen der grossen Corpulenz seines Körpers, etwas kleiner. Eben diese Corpulenz verursachte ihm manche Beschwerden, und war ihm, besonders in der spätern Zeit, im langen Reiten hinderlich. Er konnte nicht zwei Stunden ohne unangenehme körperliche Empfindung zu Pferde seyn. Desto verdienstvoller waren die Mühseligkeiten und Anstrengungen, die er in

den Feldzügen mit immer heiterm Gemüthe, ausstand. Er hatte zur Belohnung das seltene Glück, daß Er, und seine Truppen viele Siege erfochten, und nie eine Schlacht verlohren.

Er liebte die Religion, ohne ein Bigott zu seyn. Er ehrte die Tugend, ohne ein Heiliger seyn zu wollen. Wenn die liebreichen Regungen seines Herzens ihn zu Vergnügungen gereitzt, zur Geselligkeit herablassend machten, so wurde doch dadurch den Staats-Kriegs- und Regierungs-Geschäften die erforderliche Zeit nicht entzogen. Er war bei der Tafel ungemein enthaltsam, trank äusserst wenig, und sprach mit besonderer Bedachtsamkeit.

Die charakteristische Güte, die ihn auszeichnete, ging so weit, daß er selbst diejenigen Personen, denen er durch Verabschiedungen, oder auf andere Weise seine Unzufriedenheit bezeigt hatte, nachher, wenn er sie ohngefähr sah, freundlich anredete, und überhaupt keine Merkmale eines wirklichen Hasses, oder langen Grolles blicken ließ. Die Urtheile der Justiz milderte er fast immer und den zum Verhaft Verdammten erleichterte er ihren Zustand auf alle mögliche Art.

Er hatte zwar niemals eine eigentliche schwere Krankheit gehabt; aber sein starker Körper gab ihm keine feste Gesundheit, und die Beschwerden der Feldzüge untergruben sie.

r starb am 16. November 1797 an der Was-
rsucht auf seinem Schlosse bei Potsdam, im
4. Jahre seines Lebens, nach einer Regierung
on 11 Jahren und drei Monathen.

Die Geschichte wird einst von diesem Mo-
archen mit unparteiischer, treuer Wahrheit
igen, daß er mit grosser Leutseligkeit und
Milde regiert, und die Glückseligkeit seiner
änder vom ganzen Herzen gewollt und be-
ördert habe.

Carl Theodor.

Das öffentliche Privatleben dieses Fürsten, dessen Verlust lange Zeit von den Freunden der Religion, der Menschheit, und der Wissenschaften beweint werden wird, und dessen Andenken die zahlreichen Anstalten der Nachwelt überliefern werden, im Detail darzustellen, wäre für diese Blätter zu weitläufig. Wir wollen unsern Lesern nur einen kurzen Abriß von dem, was er gethan hat, vorlegen.

Carl Philipp Theodor, stammte aus dem Pfalzgräflichen Hause von Sulzbach. Er war am 11. Dezember 1724 gebohren, wurde am 31. Dezember 1742 Churfürst von der Pfalz am Rhein, und folgte am 30. Dezember 1778, als sechs und sechzigster Herzog von Baiern, dem Churfürsten Maximilian Joseph nach. Er vermählte sich, in erster Verbindung, mit seiner Anverwandtin, der im Jahre 1794 gestorbenen Prinzeßin Marie

Elisabeth Auguste von Sulzbach, und in zweiter Heirath, mit Marie Leopoldine Erzherzogin von Oesterreich, geboren den 10. Dezember 1776.

Mit glücklichen Anlagen geboren, bildete er sie mit Sorgfalt aus. Die Sprachen, die Künste und die Wissenschaften, waren die vorzüglichsten Gegenstände seines Studiums, und er machte darin schnelle Fortschritte. Er sprach mit einer ausgezeichneten Geläufigkeit Latein, Französisch, Italienisch, Deutsch und Englisch. Vorzüglich gefiel ihm die französische Litteratur. Er war mit den meisten in dieser Sprache geschriebenen Werken vertraut, und fällte darüber ein gründliches und aufgeklärtes Urtheil.

Als Carl Theodor die Pfalz am Rhein erbte, mußte er sich dem so anziehenden Umgange der Musen entreissen, um sich den mühsamen Sorgen der Regierung zu widmen. Dieß war eine wahrhafte Aufopferung für ihn. Aber er wußte, daß ein Fürst, der berufen ist zu regieren, sich ganz seinem Volke schuldig ist, und er verpflichtete sich das Glück desselben zu machen. Diese Verpflichtung hat er gehalten. Die Pfalz verdankt ihm den Wohlstand und das Glück, dessen sie beständig, bis zu diesem unseligen Kriege genossen hat.

Durch tugendhafte und aufgeklärte Männer unterstützt, die er geschickt zu beurtheilen und zu gebrauchen wußte, besaß er die Kunst, die Last seiner Unterthanen zu erleichtern, und zugleich den Hof zu Mannheim zum glänzendsten in Deutschland, die Stadt zum Mittelpunkte des guten Geschmacks, der Wissenschaften, der Künste, und der Vergnügungen zu machen. Ihm verdankt Mannheim seine prächtige Bibliothek, seine von den Ausländern bewunderte Gemälde- und Kupferstich-Gallerie, seine Antikensammlung, eine der kostbarsten in Europa, und sein deutsches Schauspiel, welches das erste regelmäßige war, das im Reiche existirte, und bei welchem die ersten Künstler und die berühmtesten dramatischen Schriftsteller angestellt waren, wie z. B: Iffland und Schiller.

Aber diese Gegenstände waren nicht diejenigen, die ihn am meisten beschäftigten. Ungleich mehr belebte sein nach dem Glücke seiner Unterthanen sehnsuchtsvolles Herz das Verlangen, die Uebel der Menschen zu erleichtern, dem Laster durch Verbannung des Müßiggangs zuvorzukommen, dem Vaterlande gute Bürger zu bilden, und seinen Wohlstand durch Belebung des Handels und Aufmunterung der Manufakturen zu erhöhen. Um diese manichfachen Absichten zu erfüllen, errichtete er zu Mannheim, und in der Folge zu München, Ent-

bindungs-Schulen, in denen man Hebammen bildet, welche gegenwärtig Tausende von Kindern und Müttern retten, die vordem als Opfer der Unerfahrenheit und einer absurden Routine umkamen. Um seine unglücklichen Bauern dem mörderischen Messer des Charlatanismus zu entreissen, wurden in seiner Residenzstadt, eine chirurgische Schule, und ein anatomisches Theater errichtet. Einen andern Vortheil gewährte er ihnen durch die Aufhebung der an den Boden geknüpften Leibeigenschaft, die noch in mehreren Dörfern bestand. Um die Bettelei, diesen nagenden Krebs policirter Gesellschaften zu verbannen, stiftete er zu Mannheim ein Arbeitshaus, wo jeder Arme, der sich beschäftigt, Geld und Brod findet.

Diese und mehrere andere wichtige Sorgen beschäftigten Theodor, als er durch den Tod des Kurfürsten Maximilian Joseph zur Succeßion von Baiern berufen wurde. Er erblickte in diesem Zuwachse der Macht nur ein neues Mittel, das Glück einer grössern Anzahl von Menschen zu machen, und den Wissenschaften und Künsten einen noch ausgedehntern Schutz zu gewähren. In dieser Rücksicht beschloß er alle nützliche Anstalten der Pfalz seinen neuen Unterthanen gemeinschaftlich zu machen. Aber auch nur eine Miniatur-Zeichnung aller dieser nützlichen Anstalten und Ein-

richtungen zu entwerfen, die jedem wahren Baiern das Andenken dieses vortreflichen Fürsten, der vielleicht nicht genug gekannt noch geschätzt worden ist, theuer machen werden, erlaubt uns der Raum dieser Blätter nicht.

Die väterliche Freistätte, die er einer grossen Anzahl von Unglücklichen darbot, welche durch widrige, traurige Umstände aus ihrem Vaterlande verbannt und vertrieben worden sind, gereicht seiner Religion und seiner Menschlichkeit nicht weniger zur Ehre. — Die erstere dieser Tugenden ist unzertrennlich von der andern, und daher war die theilnehmende Milde dieses Fürsten so thätig und unermüdet. Brachte irgend eine Geissel einige seiner Unterthanen ins Elend, so bestrebte er sich ihnen zu Hülfe zu kommen, und mit dem Gelde seiner Ersparnisse die Wunden zu heilen, die unglückliche Zufälle geschlagen hatten. So wurden die Uebel, die ein grausamer Krieg über die Pfalz verhängte, gelindert. So erhoben sich durch seine edelmüthigen Unterstützungen, die Städte Vilzhofen, Neuöttingen, und das Dorf Neuhaus, die fast gänzlich durch die Flammen verzehrt worden waren, wieder aus ihrer Asche empor, und ihre tief betrübten Bewohner sahen ihren Verlust wieder ersetzt. Wie viele arme und schamhafte Familien fand seine milde Wohlthätigkeit nicht in ihren düstern verborgenen Wohnungen! Wie

vielen andern gab er nicht kleine Pensionen, die Wittwen, Greise, Kranke, Kinder an der Brust, beim Leben erhielten!

Aber das Maaß der Tage dieses tugendhaften Souverains war voll. Von einem zerstörenden Schlagflusse, am 12. Februar 1799, um neun des Abends befallen, starb er am 16. des nehmlichen Monaths um drey Uhr Nachmittags.

Dieser Fürst war von einer vortheilten Taille; aber eine zu grosse Stärke des Körpers, und eine Schwäche in der rechten Seite, erschwerten seinen Gang. Seine Gesichtsbildung war edel und ausdrucksvoll. Dicke Augenbraunen umschatteten seine Augen, gaben ihm ein finsteres Ansehen, und machten seinen ersten Anblick zurückschreckend; aber bald zerstreute seine Güte die Furcht, und flößte Zutrauen und Liebe ein. Mit einem natürlich schüchternen Charakter war er verlegen, und still gegen Personen, die er nicht kannte; aber gegen diejenigen, die seines vertrautern Umgangs genossen, war er ungezwungen, mittheilend und äusserst liebenswürdig. Dann wurde seine Unterhaltung belebt, munter, anziehend. Nie war Jemand von einer mehr zuvorkommenden Höflichkeit, und kannte besser die itzt so vernachläßigte Achtung, die man Damen schuldig ist. Seine Kenntnisse waren manichfaltig und tief, sein Geschmack ausge=

sucht, sein Urtheil gründlich. Aber die Eigenschaften seines Herzens waren es vorzüglich, die ihm die Liebe eines jeden erwarben, der die Ehre hatte sich ihm zu nähern. Nie kam aus seinem Munde ein hartes oder unangenehmes Wort, und nie verließ man ihn, ohne ihn mehr zu lieben.

Tippo Saib.

Schon lange erfüllt dieser indostanische Fürst die Welt mit seinem Namen. Es ist einer von den grossen und kühnen Köpfen, die die Natur nur selten hervorbringt, und die sie dazu bestimmt zu haben scheint, die Gestalt der Reiche zu verändern. Tief durchdachte Plane, kühne Unternehmungen, kluge Ausführung, Mäßigkeit im Glück: dieses sind die Eigenschaften, die diesen Fürsten auszeichnen, der seines Gleichen in Indien nicht hat. Er umfaßt mit einem Blicke die verschiedenen Gegenstände der Staatsverwaltung und der militärischen Operationen, und beweißt bei der erstern eben so viel Politik, als bei den letztern List und Verschlagenheit, nachdem es die Umstände erfordern. Da er sich seine Niederlagen eben so gut, wie seine Siege, zu Nutze zu machen weiß, so lernte er von seinen Feinden, den Siegern von Bengalen, die Kriegskunst, die in Indostan bis jetzt

noch unbekannt war. Seine Truppen werden nach der europäischen Taktik exerzirt, welches keinen geringen Fleiß und Anstrengung erfordert, so wie es auch nicht wenig Kosten verursacht. Und so trotzen die schwachen Indianer unter seinen Befehlen den englischen Phalangen, die wegen einer ununterbrochenen Reihe von Triumphen in Ostindien für unüberwindlich angesehen werden.

Typo Saib, (Tippo Saheb) Sultan von Massur (Mysore) in Ostindien, ward im Jahr 1751 gebohren. Der grosse Hyder Ali war sein Vater, der mit vieler Sorgfalt die jugendliche Unerfahrenheit seines Sohnes leitete. Um ihn zu Geschäften zu bilden, nahm er ihn bei guter Zeit in seinen geheimen Rath. Auf den Feldern des Mars mußte er streiten lernen, wo er oft Zeuge von dem heroischen Muthe seines grossen Vaters war. Im sechszehnten Jahre seines Alters heirathete er die Tochter Anaverdi-Chans, eines indostanischen Fürsten, wodurch er Nabob von Karnate wurde.

Den 9. Dezember 1782 starb Hyder Ali im 58sten Jahre seines Alters, als er eben in einen Krieg mit den Engländern verwickelt war. Der Tod setzte seiner siegreichen Laufbahn ein Ziel, und befreyte Großbrittanien von seinem furchtbarsten Feinde. Dieser Fürst litt seit zwei Jahren an einem Krebs auf der rechten Schulter die grausamsten Schmer-

zen. Die Strapazen, die er im letzten Feldzug gehabt, vermehrten das Uebel, wobei er sich nicht die nöthige Ruhe gönnte, um dagegen brauchen zu können. Sein Leichnam wurde nach Colar transportirt, wo sein Leichenbegängniß auf das feyerlichste gehalten wurde.

Typo Saib, der damals in sein 31stes Jahr ging, befand sich durch den Tod seines Vaters in die traurigste Lage versetzt. Man weiß, daß in Indien fast alle Regierungsveränderungen mit politischen Ungewittern verknüpft sind. Aber Typo Saib hatte dergleichen bei seiner Familie nicht zu fürchten. Sein Bruder Amin Saib hatte sich der Einsamkeit gewidmet, und war weit davon entfernt, dieselbe zu verlassen, und den Anfang der Regierung seines Bruders zu stören. Er wollte vielmehr mit seinen Einsichten und seiner Person ihm beistehen, und gar die reiche Provinz Kanara, die er ihm zu einer Apanage geben wollte, nicht annehmen. Seinen besten Freund aber behielt Typo Saib an Ferishan, der, nachdem er die Jugend Hyders geleitet, als er selbst im Frühling seines Lebens war, die Erfahrung, womit sein Alter seine Kenntnisse noch vermehrt hatte, anwendete, ihn vor den Schlingen, die schlaue und treulose Feinde ihm zu legen suchten, zu verwahren.

Man darf nicht zweifeln, daß sich die Engländer die Verlegenheit Typo Saibs zu Nutze machten, um ihren Unternehmungen desto mehr Nachdruck zu geben. Der General Matthews, der die englische Landarmee kommandirte, zog seine Truppen an den Küsten von Massurien zusammen, zündete daselbst alle Städte an, und verwüstete darauf das Königreich Kanara, das für den Garten von Indostan angesehen wurde. Tausende von Indiern, die in ihren Dörfern überfallen wurden, und ganz wehrlos waren, wurden ohne Barmherzigkeit umgebracht. Und als Matthews hörte, daß ein Theil der königlichen Familie sich nach Aumanpore, einer Stadt, die an der Quelle des Flusses Tougebadra liegt, begeben, um sich daselbst einige Zeit aufzuhalten, so schickte er ein Detachement ab, um diesen Platz wegzunehmen, während er selbst mit dem größten Theile seiner Armee Onor belagerte. Aumanpore, eine Stadt, die nicht vertheidigt werden konnte, wurde beynahe ohne Widerstand mit Sturm erobert. Mitten in dem Gemetzel sahe man 400 der schönsten indischen Frauenzimmer vergeblich ihre Schätze anbieten, um ihr Leben zu erkaufen. Die Thränen der Schönheit, die das Herz zerreissende Verzweiflung dieser unglücklichen Weiber konnten den grausamen Soldaten nicht erweichen.

Azeima, die Mutter Typo Saibs, wurde bei dieser Gelegenheit nur durch ein Wunder gerettet. Sie befand sich mit den Kindern desselben in einem Lusthause, am Ende des Gartens und am Ufer des Flusses, als die Engländer die Thüre des Schlosses erbrachen, von dem man vermuthet hatte, daß sie es nicht verschonen würden. Der Widerstand, den die Wachen machten, erlaubte Azeima'n und den Personen, die sich bei ihr befanden, auf einem Kahne über den Fluß zu setzen. Da sie an das andere Ufer kam, befahl sie den beiden Schiffern, die ihr das Leben gerettet hatten, den Fluß mit ihr hinunter zu fahren, und bei ihr zu bleiben. Die ganze Gesellschaft bestand aus zwei Männern, zwei Weibern und 3 Kindern. Ihre erste Sorge war nun, sich unter Gesträuchen, die sich in der Nähe befanden, zu verstecken, und zu sehen, was sich etwa ereignen würde. Diese Ereignisse waren schrecklich. Man sah die Flammen, die die Stadt Aumanpore verzehrten, bis an die Wolken steigen; man hörte das Geschrey der Unglücklichen, die in ihren angezündeten Häusern, oder durch das Schwerd der Engländer umkamen. — Die übereilte Furcht hatte Azeima nicht erlaubt, einige Maßregeln der Vorsicht zu nehmen. Sie hatten den Tag über keine andere Nahrungsmittel, als ein weng Reiß, der den Schiffern

gehörte. Die Nacht bedeckte endlich mit ihren Flügeln die gräßlichen Szenen dieses Tages. Man erhielt später einen Wagen, und so kam Azeima, ohne daß ihr sonst etwas begegnet wäre, in die Festung Banguelor; aber die ausserordentlichen Strapatzen, die sie gehabt, verbunden mit dem Grame, der seit Hyders Tode an ihrem Herzen nagte, hatten ihre Lebenssäfte vertrocknet, und sie starb einige Tage nachher. Typo Saib hatte also das Unglück, in einem Zeitraum von 2 Monaten die beiden Urheber seines Lebens zu verlieren, ohne den Trost zu haben, ihre letzten Umarmungen zu empfangen, und ihre Augen schließen zu können.

Typo Saib hatte den 16. Januar 1783 Arne verlassen, um die Fortschritte der englischen Armee in Kanara aufzuhalten. Duchemin, der zu Gaudelour kommandirte, wollte gegen die Dienste, die die Franzosen von Hyder Ali erhalten hatten, erkenntlich seyn, und hatte dem Typo Saib die Hälfte der Truppen, die er unter seinem Kommando hatte, anvertraut. Diese Hälfte belief sich auf 2000 Mann. Diese Verstärkung, die dem Typo Saib den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen zusicherte, hielt seinen Marsch auf, weil er genöthigt war, seine Reiterey, mit der er die vorigen Operazionen gemacht, zurückzuhalten, um dieses kostbare Fußvolk zu

beschützen, und ihm die in diesem heissen Lande so nöthigen Erholungen zu verstatten.

Da Typo Saib nach Banguelor kam, fertigte er Kouriere an seine Gesandten nach Agro, Golkonda und Paonah ab, um ihnen aufzutragen, dem grossen Mogol, dem Subah von Dekan, und der Regierung der Maratten den Tod seines Vaters, dessen Gelangung zum Thron, und die Absicht, die er hätte, mit allen seinen Nachbarn Friede zu halten, zu melden.

Da indessen die Engländer das platte Land inne hatten, so hatten sie sich vor Hyder-Nagur gezeigt, das an Grösse und Schönheit den blühendsten Städten Indiens nichts nachgab. Fast alle Grosse des Staates hatten in dieser Hauptstadt kostbare Häuser und Gärten, in denen alle Gegenstände des Luxus vereinigt waren, die die Fruchtbarkeit des Bodens und die Vortrefflichkeit des Himmelsstriches nur gewährten. Im Schlosse befanden sich viele Schätze. Hyat Saib, der Gouverneur dieser Hauptstadt befürchtete, sie möchte geplündert werden, wenn sie die Engländer mit Sturm eroberten; er schlug also eine Kapitulazion vor, gerade als die Belagerer die Bollwerke erstiegen. Der Traktat wurde zwischen ihm und dem General Matheos heimlich abgeschlossen. In diesem war man übereingekommen, daß die Stadt, die Festung, der

Schatz des Fürsten, und die öffentlichen Gebäude den Engländern überlassen, unter dieser Bedingung aber niemand an seiner Person, Habe und Gut gekränkt werden sollte; ferner sollten sich die Engländer nicht in der Stadt niederlassen, sondern Hyat Saib, Gouverneur derselben, für die Englische Kompagnie mit der nämlichen Vollmacht, die er unter Hydern gehabt hatte, bleiben.

Matthews nahm in den ersten Tagen des Februar Besitz von Hyder-Nagur. Die Schätze, deren er sich bemächtigte, beliefen sich auf ungeheure Summen. Nun fing er scharfe Untersuchungen in den Häusern der Privatpersonen unter dem Vorwande an, daß sie Sachen, die dem Staate gehörten, verborgen haben könnten, und die Einwohner dieser grossen Stadt standen auf dem Punkte, das traurige Schicksal der Aumanporer zu erfahren, als die Engländer auf die Nachricht, daß Typo Saib zur Vertheidigung seiner Staaten herbeyeile, ihre Plane aufgaben, um das zu erhalten was sie hatten.

Das Land, das die Engländer in Kanara verwüstet hatten, war nicht ordentlich erobert, denn sie handelten bei ihren erhaltenen Vortheilen nach keinem Plan, der denselben Dauer verschaft hätte. Typo Saib näherte sich ihnen an der Spitze einer Armee von 50,000 Mann, unter denen man 2400 Fran-

zosen zählte. Die englische Armee belief sich nicht über 8000 Mann, Engländer und Sipayer, und unter diesen waren kaum 500 Pferde.

Wie die Sachen damals in Karnate stunden, glaubte Matthevs nicht, daß die Franzosen es wagen würden, sich, indem sie Typo Saib beträchtlich unterstützten, zu schwächen; er avancirte also voller Zutrauen, in der Meinung, daß er mit Indiern zu thun hätte, deren Anzahl ihn nicht schreckte. Er wurde erst beim Anblick der mysorischen Avantgarde, an deren Spitze die französischen Fahnen wehten, aus seinem Irrthum gerissen. Die Engländer waren schon zu weit vorwärts, als daß sie hätten umkehren können. Die Schlacht fiel den 19. Febr. beinahe unter den Mauern von Hyder-Nagur vor. Die Engländer verloren beim ersten Angriff 1500 Mann. Von allen Seiten in Unordnung gebracht, suchten sie ihr Heil in der Flucht, und liessen ihr grobes Geschütz und ihre Bagage im Stiche.

Der englische General hatte, um seine Armee zu verstärken, die Garnisonen aus den in Kanara eroberten Orten gezogen; diese Orte öffneten nun dem Sieger ihre Thore, und der Name Typo Sultan wurde überall mit größter Freude ausgesprochen. Die Armee des Typo Saib zeigte sich den 20. vor den Thoren von Hyder-Nagur. Die Engländer, die

zu schwach waren, um diesen Ort zu vertheidigen, hatten sich in die Citadelle zurückgezogen. Aber vom Hunger und ihren Feinden besiegt, mußten die Belagerten nach 17 Tagen kapitulieren.

Typo Saib war eben mit der Belagerung von Mangalor beschäftigt, wo die Engländer wegen der Güte des dasigen Hafens und der Nähe von Siringpatnam eine Garnison behalten hatten, als er erfuhr, daß die Friedenspräliminarien zwischen dem Hofe zu London und dem Haag unterzeichnet wären. Es war schon Bresche geschossen. Typo Saib schmeichelte sich, die Engländer von der malabarischen Küste zu vertreiben, oder sie wenigstens auf die Insel Bombay einzuschränken, als die Nachricht von dem Frieden zwischen Frankreich und England ihn der Hülfstruppen beraubte, ohne welche es ihm sehr schwer wurde, in Belagerung einer Seestadt, die von Europäern vertheidigt wird, glücklich zu seyn, da sie zur See alles, was sie nur brauchte, bekommen konnte. Typo Saib mußte sich daher darauf einschränken, den Platz von der Landseite her enge blokirt zu halten. Bald darauf erhielt er aber Gesandte vom Rath zu Madras, die ihm vorschlugen, dem allgemeinen Frieden der Halbinsel mit beizutreten.

Die Ruhe, die seine Staaten nöthig hatten, bestimmte ihn diesen Vorschlägen Gehör zu geben. Er trat daher dem Frieden bei, welcher den 11. März 1784 geschlossen wurde. Am Tage der Unterzeichnung des Traktats wurde Typo Saib in Mangalor eingelassen, und nahm nach und nach Besitz von Kalikut, Onor und andern Orten, die die Engländer während des Kriegs auf den Küsten seiner Staaten in Besitz genommen hatten.

Seit mehr als zwei Jahren hatte sich Typo Saib nicht in dem Schooße seiner Familie befunden; der Friede erlaubte ihm endlich, sie in die Gärten von Hyder-Nagur zurückzuführen. Bald darauf bekam er hier beinahe von allen indostanischen Fürsten Gesandte, welche ihn versicherten, daß sich alle Völkerschaften in dem Verlangen vereinigten, die Engländer aus Indien zu vertreiben. Im Monat Dezember wurde also der Vorschlag gethan, zu Benares einen Kongreß zu eröffnen, um die Bedingungen einer allgemeinen Konföderazion festzusetzen. Auch Typo Saib schickte zwei Bevollmächtigte auf diesen Kongreß, ohne aber einen Vortheil von dieser Unterhandlung zu erwarten; denn er war überzeugt, daß kein Krieg gegen die englische Kompagnie gelingen könnte, wenn man nicht eine Nazion zum Beistand hätte, deren Seemacht

eben so furchtbar wäre, und Frankreich allein konnte diesen Vortheil gewähren. Typo Saib schickte daher im Jahr 1785 eine Gesandtschaft nach Frankreich, und beschloß den Ausgang derselben zu erwarten, um alsdann desto mehr die allgemeine Konföderazion, welches der Hauptgegenstand des Kongresses zu Benares war, zu beschleunigen.

Wenn die französische Flagge zu eben der Zeit auf dem indischen Meer gewehet hätte, während daß alle Mächte dieses grossen Landes alles, was waffenfähig war, aufboten, um die Engländer theils in Bengalen, theils in Karnate zu Lande anzugreifen: hätten sich da wohl diese Insulaner schmeicheln können, ihre ostindische Besitzungen zu behaupten, die 3000 Meilen von der Hauptstadt entfernt waren, da sie die Amerikaner nicht unter ihrer Herrschaft erhalten konnten, die doch nur 300 Meilen von ihnen entfernt waren, und unter denen sie auch zahlreiche Anhänger hatten? —

Der Hof von Versailles war aber weit davon entfernt, diesen Gedanken zu fassen. Die Furcht, bei den Engländern den geringsten Verdacht zu erwecken, machte, daß man auf die Vorschläge, die der König von Massur thun ließ, kaum hörte, und seine drei Gesandten, die übrigens auf das Beste aufgenommen und bewirthet wurden, kehrten mit leeren und ungewissen Versprechungen, die eben

so gut waren, als eine förmliche abschlägige Antwort, in ihr Vaterland zurück.

Kaum sahen nun die Engländer, daß die französische Revoluzion ausgebrochen war, so kündigten sie dem Könige von Massur den Krieg an, damit sie ihren alten Grundsätzen getreu blieben, nach welchen sie die indianischen Fürsten allemal angreifen mußten, wenn sie dies mit Vortheil thun zu können glaubten. Und hierzu kam noch dieses, daß ihn nicht nur seine Bundsgenossen verliessen, als sie erfuhren, daß Frankreich ihm keine Hülfe leistete, sondern daß sie auch fast alle auf die Seite seiner Feinde traten.

Umsonst entwickelte dieser Monarch vier Jahre lang alle seine Talente, und bot alle seine Kräfte auf; von der Zahl seiner Feinde übermannt, war er gezwungen, im Monat Julius 1792 einen sehr nachtheiligeu Frieden einzugehen. Die Engländer nahmen ihm durch diesen Traktat die Hälfte seiner Staaten, und zwangen ihn noch überdieß, seine beiden Söhne als Geiseln nach Madras, der Hauptstadt der englischen Besitzungen, zu schicken.

Toussaint Louverture.

Dieser denkwürdige Mann, der jetzt den Titel eines Generals en Chef von St. Domingo führt, ist ein Schwarzer, mittler Statur, 52 Jahr alt, auf einer Pflanzung, die Breda heißt, nicht weit vom Cap, von Sklaven-Eltern geboren. Schon frühe zeigte er Anlagen, welche die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf ihn zogen. Kaum war er so weit herangewachsen, daß er zu den Feldarbeiten gebraucht werden konnte, als schon der Geist der Ordnung und Sparsamkeit, den er in allem bewieß, ihm das vollkommenste Zutrauen verschaffte, und er die Direktion der vornehmsten Geschäfte erhielt; ein Amt, das er mit dem besten Erfolge verwaltete.

Baillon-Libertat hatte damals die Oberaufsicht über die Pflanzung, auf der sich Toussaint befand. Er entdeckte den ganzen Werth des jungen Schwarzen, und suchte sich einen Freund aus ihm zu machen. Er lehrte ihm

selbst lesen, und schreiben. Sein Unterricht entwickelte den Charakter seines Zöglings. Toussaint ob er gleich Sklave war, wurde doch nicht als Sklave behandelt noch angesehen, und sein Herr setzte ihm schon damals eine Pension von achthundert Franken aus; die alten freien Neger waren ihm alle sehr gewogen, und die grossen Pflanzer hatten Achtung für ihn.

Toussaint, dessen Vernunft immer mehr zur Reife kam, je häufiger und vertrauter er mit der Klasse der Freien umging, sann bald über den herabgewürdigten Zustand seiner Brüder nach. Er konnte nicht begreifen, wie eine Verschiedenheit in der Netzhaut einen so ungeheuern Unterschied zwischen einem Menschen und einem andern machen könnte. Seine Begriffe entwickelten sich, da er wiederholt verschiedene Stellen aus Raynal anführen hörte. Es gelang ihm auch sich dieses Werk selbst zu verschaffen, welches seinen Enthusiasmus weckte.

Als daher die Französische Revoluzion ausbrach, und die erste Nachricht davon nach Amerika kam, fiel Toussaint auf die Idee der Rolle, die er seitdem übernommen hat. Um sich mit der Folge der Begebenheiten vollständig bekannt zu machen, wandte er sich an einen philantropischen Europäer, dem er das erforderliche Geld zur Vorausbezahlung Französischer Journale zustellte. Um diese Zeit faßte Toussaint auf Veranlassung eines farbi-

gen Bewohners von St. Domingo, das Projekt, auch der Vertheidiger seiner Brüder zu werden; aber da er sah, welche Hindernisse man der Wiedereinsetzung der Schwarzen in ihre Rechte entgegensetzte; wie durch die Dekrete vom 15. May und 24. September 1791, und vom 4. April 1792, die alle die Sklaverei begünstigten, seine Hoffnungen betrogen wurden, sann er bloß darauf mit Gewalt die Rechte zu erlangen, die Habsucht, Stolz und eine falsche Politik denjenigen versagten, die einerlei Farbe mit ihm hatten.

Der König von Spanien, der damals den Krieg mit Frankreich anfing, ließ ihm wie einigen andern Anführern der Schwarzen ihre Freiheit anbieten, wenn sie unter seinen Fahnen dienen wollten. Toussaint, der in diesem Anerbieten nur das Mittel sah, zur Freiheit zu gelangen, nahm es an; aber sobald Frankreich durch das Dekret vom 18. Plüviose, die Schwarzen auf den Antillen zur Freiheit berufen hatte, faßte Toussaint den Entschluß in sein Vaterland zurückzukehren.

Damit er eine desto bessere Aufnahme fände, glaubte Toussaint der Regierung gleich Beweise von der Aufrichtigkeit seiner Rückkehr geben zu müssen. In dieser Absicht unterwarf er der französischen Regierung die Quartiere de Marmelade, d'Emery und de Plaisance, wo er für die Spanier kommandirte. Weil er be-

sorgte, daß Jean Francnois, ein zweiter Anführer der Schwarzen auf St. Domingo, ihm in seinen Projekten hinderlich werden mögte, griff er ihn unvermuthet an, und nachdem er ihn aus dem Quartier dû Dondon vertrieben, nahm er auch dieses für Frankreich in Besitz. Jetzt eilte er mit der Armee die le Dondon erobert hatte, nach den Gonaives, wo sich die Spanier verschanzt hatten; sie mußten ihr Heil in der Flucht suchen und räumten gänzlich diesen Theil des französischen Gebiets; so unterwarf er diese vier Quartiere, in denen er unter den Befehlen des General-Gouverneurs Lavau das Kommando führte.

Darauf griff er die Spanier auf ihrem Gebiete an, und jagte sie aus den befestigten Plätzen Saint Miguel und St. Raphael. Nach diesen Vortheilen befestigte Toussaint alle seine Posten und machte so vortreffliche Anstalten zur Behauptung derselben, daß die Generale Lavau und Rochambeau, die sie in Augenschein nahmen, ihnen ihren Beifall nicht versagen konnten. Seitdem hat Toussaint von allen Eroberungen, die er bei dieser Gelegenheit gemacht hatte, nicht die kleinste Strecke Landes verloren.

Es würde zu weitläuftig seyn, hier alle die Vortheile auseinander zu setzen, die Toussaint über die Feinde Frankreichs erfochten hat. Es ist bekannt, wie nützlich er der französi-

schen Republik geworden ist, indem er ihr alle Theile von St. Domingo, die von den Engländern besetzt waren, unterworfen hat.

In seinem häuslichen Leben erscheint Toussaint als ein tugendhafter Bürger, ein Freund der Natur. Wir wollen darüber einen Augenzeugen reden hören.

„Seit langer Zeit hatte ich gewünscht, Toussaint in seiner eigenen Wohnung näher kennen zu lernen; ich reißte hin; sein Neffe führte mich ein. Bei meiner Ankunft fand ich seine Frau allein zu Hause, mit der ich mich unterhielt; während unserer Unterredung ward ihr die Ankunft des Generals en Chef angekündigt. — Beim Namen ihres Mannes sah ich ihr Gesicht sich aufheitern; sie stand auf, um ihn mit einer Umarmung zu empfangen. Bei ihrer Zurückkunft setzten sie sich neben einander. Es erfolgte ein Stillschweigen von einigen Minuten, und ich wunderte mich nicht wenig in dem Benehmen beider, und in dem Ausdrucke ihrer Physiognomien, Aeusserungen einer so lebhaften Zärtlichkeit, wie zwischen jungen Verliebten zu entdecken. Ich nahm zuerst das Wort um dem General zu bezeigen, wie sehr ich mich ihn zu sehen freuete. Er lächelte, faßte mich bey der Hand und umarmte seine Frau noch einmal. Die Unterredung nahm bald eine muntere Wendung, und den ganzen Abend war von nichts als von seiner Frau die

Rede. Er erzählte mir fast alle Umstände eines zwanzigjährigen häuslichen Lebens, mit vielen interessanten Zügen, worunter manche vorkamen, die den Mann verriethen, der dazu gemacht war, mächtig auf das Schicksal seiner Mitmenschen zu wirken, und grosse Dinge hervorzubringen."

„Ich selbst sagte er, habe mir meine Frau ausgesucht. Meine Herren wollten mich mit jungen raschen Negerinnen verheirathen; aber ich habe mich ihrem Willen standhaft widersetzt, um mich nach den Begriffen, die ich mir von einer glücklichen Ehe machte, nach meinem eigenen Geschmacke zu richten. Bis zur Zeit der Revoluzion hatte ich meine Frau keine Stunde verlassen. Wir gingen Hand in Hand mit einander hin, den uns zu unserm Unterhalte angewiesenen Platz zu bearbeiten; wir kamen auf die nämliche Weise zurück; kaum daß wir etwas von den Beschwerlichkeiten des Tags empfanden. Der Himmel hat immer unsere Arbeit gesegnet; denn wir lebten nicht nur im Ueberflusse und legten noch bei Seite, sondern wir hatten noch die Freude den andern Schwarzen auf der nemlichen Pflanzung, wenn es ihnen an Lebensmitteln fehlte, von den unsrigen mittheilen zu können."

„Mein größtes Leiden zur Zeit der Revoluzion war, daß ich meine Frau verlassen hatte; ich konnte mich nie anders mit Muth

schlagen, noch einer völligen Geistesfreiheit bei allem, was ich vornahm, geniessen, als wenn ich meine Frau in Sicherheit wußte. Ich bin erst vollkommen glücklich geworden, seitdem ich diesen Zufluchtsort für sie erlangt habe, wo ich die angenehmsten Tage zubringe, und mich von den Mühseligkeiten, die mit meinen öffentlichen Geschäften verbunden sind, erhole."

„Die Lage der Wohnung des Generals ist zugleich so lachend und malerisch, wie ich noch keine in der Colonie gesehen habe. Eine angenehme friedliche Einsamkeit, neun Lieues von den Gonaiven und drei Lieues von dem spanischen Antheile der Insel. Das Hauptgebäude und die Nebenwohnungen für die Arbeiter liegen auf einer kleinen Anhöhe; unten sind die Caffee-Pflanzungen am Ufer eines Flusses, der von dem spanischen Antheile herfließt und der in seinem Laufe um das Haus zwey Drittel eines Kreises bildet. Mit einem Blicke übersieht man alle Pflanzungen, die sich im besten Stande befinden."

„Alles athmet Ordnung und Anstand in dem Hause des Generals Toussaint. Seine Gemahlin besorgt den Hausstand und beschäftigt sich dabei noch selbst mit der Kultur des Caffees. Toussaint hat mir einen Theil seiner Ländereien gewiesen, den sie selbst mit ihren

Dienstweibern angebauet hatte. Sie ist ungefähr vierzig Jahr alt, ihre Physiognomie ist sanft und hat den Ausdruck der Unbefangenheit; sie scheint bescheiden wie ein Mädchen von zwanzig Jahren. Das Einfache in ihren Sitten erstreckt sich auf alles was sie umgiebt."

Duncan.

In dem Verlaufe dieses blutigen, beispiellosen Krieges hat die brittische Seemacht Siege erfochten, von denen die Jahrbücher der Seegefechte wohl schwerlich ein Beispiel aufzeigen können. Der Admiral Howe war es, der im Juni 1794 die französische Seemacht ruinirte; der Admiral Jarvis besiegte im Februar 1797 die spanische Seemacht; und der Admiral Duncan vollendete im October des nemlichen Jahres die Siegserfolge seiner Vorgänger durch die Zugrundrichtung der holländischen Seemacht — wodurch Großbritannien die drohende Furchtbarkeit der drei verbundenen Seemächte durch den siegenden Muth seiner Krieger vernichtet hat. Wir wollen uns itzt begnügen, unsern Lesern nur einige Züge aus dem Leben des letztern der drei Seehelden zu zeichnen.

Adam Duncan, ist ein in der Marine alt gewordener Seemann, der im Jahr 1735

gebohren wurde. Er ist der jüngere Sohn einer adelichen alten Familie in Schottland, deren Stamm-Erbe Lundie, in der Landschaft Parth ist. Nachdem er alle Stufen des brittischen Seedienstes durchgegangen war, wurde er im Jahr 1795 Admiral der blauen Flagge. Da wir aber die Geschichte seiner frühern Jahre, während dem er nicht wenige Proben seines Muths, seiner Entschlossenheit und seiner Klugheit gegeben hat, aus Mangel des Raums übergehen müssen, so glauben wir unsern Lesern einigermassen Genüge zu leisten, wenn wir itzt nur bei dem Meisterwerke seines Heldenmuths etwas verweilen.

Es war am 7. October 1797, als die grosse holländische Flotte, unter dem Oberbefehl des Admirals Winter den Texel verließ und in See ging. Sie bestand aus 15 Linienschiffen und 12 Fregaten und kleinern Kriegsschiffen. Die ganze Flotte hatte 1032 Kanonen am Bord. Die Rückkehr der englischen Flotte des Admirals Duncan, der die so lange Blokade des Texels, wahrscheinlich in der Absicht, die Holländer in die See zu locken, aufhob, und an 3. October nach Yarmouth zurückging, eröffnete der holländischen Flotte die längst erwartete Gelegenheit zum Auslaufen. Sie blieb nach ihrer Abfahrt in der Nähe der holländischen Küsten, und wurde von einer kleinen, vom Admiral Duncan

zurückgelassenen englischen Escadre, unter dem Capitain Trallape beobachtet. Sobald der Admiral Duncan zu Yarmouth die Nachricht vom Auslaufen der holländischen Flotte erhielt, beschleunigte er seine Zurüstungen und segelte eilfertig von Yarmouth ab.

Er nahm seinen Zug, vollkommen von dem der Holländer unterrichtet, in einer solchen Richtung, daß er sich zwischen der holländischen Küste und der holländischen Flotte legte. Er hatte 16 Linienschiffe. Nachdem er den Plan zum Seetreffen entwarf, segelte er am 11. October auf die holländische Flotte los, welche kein Mittel hatte, dem Treffen auszuweichen. Zwar suchte sie bei Annäherung der Gefahr eine Linie zu bilden, aber ohne besondern Erfolg, indem die Schiffe nicht eng genug an einander hielten. Die englische Flotte griff zuerst die Arriergarde der Holländer mit allem Nachdruck an, und segelte dann in einer bewundernswürdigen Stellung durch die Linie der holländischen Flotte an zwei Punkten durch. Dies Manöver war von entscheidender Wirkung; die getrennten holländischen Kriegsschiffe kamen in Unordnung, und wurden einzeln von den Engländern angegriffen. Es enstand eines der heftigsten Seetreffen, welches, ungeachtet aller tapfern Gegenwehr der Holländer, sehr übel für sie ausfiel. Ihr Admiralschiff, Freiheit genannt, von 74

Kanonen, gerieth mit mehrern englischen Kriegsschiffen ins Gefecht, verlor in einem kurzen Zeitraum einen grossen Theil seiner Mannschaft, sein Thauwerk, alle Masten, und mußte sich den Engländern ergeben, welche den Admiral Winter gefangen auf das Schiff des Admirals Duncan brachten.

Indessen wurden die Holländer auch auf allen andern Seiten besiegt. Ihr vorzüglichlichstes Linienschiff Jupiter, von 74 Kanonen, mußte die Segel streichen, und der darauf befindliche zweite holländische Befehlshaber, Viceadmiral Reyntjes wurde ebenfalls englischer Kriegsgefangener. Sechs andere der besten holländischen Linienschiffe wurden gleichfalls, so wie zwei grosse Fregaten von den Engländern erobert. Zehn Kriegsschiffe waren, ausser mehrern Amunizionsschiffen die Siegesfrüchte dieses Tages für die Engländer. Alle übrige holländische Kriegsschiffe waren in einen traurigen Zustand der Unbrauchbarkeit versetzt worden. Sieben und zwanzig Kriegsschiffe stark hatte die holländische Flotte den Texel verlassen, nur siebzehn Kriegsschiffe kamen zurück, und von diesen waren nur 2 Linienschiffe von 74 Kanonen, beide so übel behandelt, daß sie schwerlich wieder zum Dienst brauchbar gemacht werden konnten, und 2 von 68 Kanonen, ebenfalls sehr übel zugerichtet. Der

übrige Rest bestand aus kleinern Kriegsschiffen. — So total war die Niederlage.

Die Folgen dieses Sieges waren für Englands Schifffahrt unberechenbar groß. Holland, welches ehemals Großbritannien die Herrschaft zur See streitig gemacht hatte, wurde aus dem Range der Seemächte hinweggeschlagen. — Unbeschreiblich groß war aber auch der Enthusiasmus und die Freude der englischen Nazion über diesen glorreichen Sieg, die sich 4 Wochen lang auf die manichfaltigste Art zeigte. Für die Wittwen und Waisen der in der Schlacht gebliebenen Seeleute wurden durch ganz England Subscripzionen eröffnet, welche in London allein 111,000 Gulden betrugen. — Die Regierung ertheilte unter andern Belohnungen, dem Sieger Duncan eine Auszeichnung und Ehre von der neuen Art, welche erst seit kurzem in England in Gebrauch gekommen. Sie gab ihm mit der Pairs-Würde den Nahmen eines Lords von Camperdoon, dem Orte, in dessen Nähe Duncan die Schlacht angefangen hatte, die nachher bis nach Egmond und Wyk sich zog. Auch von den Magistraten der vornehmsten Städte erhielt Duncan das Bürgerrecht, oder Geschenke an kostbaren Degen und Silberzeuge.

Dun-

Duncan ist ein grosser starker Mann, über 6 Fuß hoch, und von einfacher Lebensart und Sitten. Er zeigte bei dem Matrosenaufstande einen so standhaften Muth mit Klugheit verbunden, daß er allen Ausbruch hemmte, und in der Blokirung des Texels nicht gehindert wurde. — Wenn er gezwungen war, der Sicherheit und Erhaltung Großbritanniens in der Schlacht Opfer zu bringen, so erhielt seine Großmuth, durch seine Fürbitte beim König, das Leben von 180 Matrosen, welche wegen Theilnahme an der Rebellion zum Tode verurtheilt waren, und begnadigt wurden.

Burke.

Unter den Männern, welche sich durch ihre Talente, Kenntnisse, oder ihren Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten Großbritanniens ausgezeichnet haben, steht unter unsern Zeitgenossen Edmund Burke gewiß oben an. Nicht sein Genie allein hat den Charakter und die Geschichte dieses Mannes wichtig gemacht; — ein Genie, welches, wenn es auch nicht durch Gelehrsamkeit kultivirt, nicht durch Kenntnisse erleuchtet, und durch Philosophe gebildet gewesen wäre, doch den Besitzer desselben weit über gewöhnliche Menschen, selbst mit den Vortheilen einer gelehrten Erziehung, erhoben haben würde. Alle Menschen, sie mögen Bewunderer oder Tadler dieses grossen Mannes seyn, geben zu, daß wenige, oder keiner, mehr Einfluß auf die Wohlfahrt des Menschengeschlechtes gehabt, oder haben, als Edmund Burke. — Wäre auch sein Einfluß im vorhergehenden Theile seines Lebens nie gefühlt wor-

den, wäre er während des amerikanischen Kriegs, und zu jeder andern Periode vor der französischen Revoluzion, ganz unthätig gewesen, hätte er sich vorher niemals als ein vorzüglicher Kopf, als Gelehrter, Redner, Politiker und Philosoph ausgezeichnet, so müßte doch seine Geschichte und sein Charakter für die Britten und für die Menschheit sehr wichtig und interessant seyn. Der Biograph aber darf Burke nicht bloß als Gelehrten und Politiker betrachten; daraus, daß wir ihm in sein bürgerliches und häusliches Leben folgen — daß wir ihn als Nachbar, Gesellschafter, Freund, Bruder, Theilhaber, Privatmann des Staats, als Ehemann, Vater und Familienhaupt betrachten, — hieraus müssen wir die meiste Belehrung ziehen, nach diesem müssen wir ihn eigentlich beurtheilen, und ihm dann gewiß unsere wahre Achtung und Liebe schenken.

Edmund Burke war am 1. Jäner 1730 in der Stadt Dublin gebohren. Er stammte von einer angesehenen Familie ab. Sein Vater war ein Protestant und ein Advokat von vielen Fähigkeiten und ausgebreiteter Praxis. Der junge Edmund erhielt seine erste gelehrte Erziehung von Abraham Shakleton, einem Quäker, der zu Ballytore, nahe bei Carlow, eine Erziehungsanstalt hatte. Unter der Lei-

tung dieses sehr geschickten und glücklichen Lehrers widmete sich Burke mit ausgezeichnetem Fleiß und Ausdauer den Wissenschaften, und er legte hier den Grund zu einer klassischen Gelehrsamkeit, welche allein schon gewöhnlichen Menschen den Ruf grosser Gelehrter würde erworben haben, obgleich diese Art der Gelehrsamkeit nur einen geringen Theil von seinen mannichfaltigen Kenntnissen ausmachte. Seine klassische Gelehrsamkeit war die Gelehrsamkeit eines Philosophen und nicht die eine Pedanten. Er betrachtete die alten Sprachen als Schlüssel zu alten Gedanken, Empfindungen, Kenntnissen und Raisonnements.

Nachdem Burke die Schule verließ, so wurde er nach Dublin ins dasige Kollegium geschickt, und war ein Zeitgenosse von Goldsmith. Dieser behauptete oft im Gespräch, daß sich Burke weiter nicht sehr auf der Universität ausgezeichnet habe. Diese Versicherung ist auch von andern bestätigt, und ihr niemals widersprochen worden. Bedenken wir den grossen Umfang und die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, so dürfen wir wohl behaupten, daß er selbst in seiner Jugend einen sehr grossen Vorrath, obschon ohne Aufsehen zu machen, eingesammelt haben müsse. Nicht allein Knaben, sondern selbst viele Männer schätzen die Talente nach der Leichtigkeit, lateinische und griechische Silben in eine gewisse Ordnung

zu bringen, anstatt schwere und wichtige Wahrheiten leicht zu verstehen und zu erklären. Aber der einsichtsvolle Mann wird die Talente entdecken, wenn sie auch sich nicht mit gewöhnlichen Kleinigkeiten beschäftigen.

Während dem Burke einen grossen Vorrath von Kenntnissen einsammelte, vernachlässigte er auf keine Weise die Mittel, sich auch fürs gesellschaftliche Leben zu bilden. Den Wissenschaften eines Gelehrten fügte er auch das Betragen eines gebildeten Mannes bei. Heitere und auf guten Ton lebende Gesellschaften sahen ihn wegen seiner angenehmen Unterhaltung und gefälligen Betragens eben so gerne in ihrer Mitte, als gelehrte Männer wegen der Stärke und des Glanzes seines Genies, und des Umfangs und der Gründlichkeit seiner Kenntnisse. Er besaß jene grosse Kunst der guten Lebensart, welche die Mitglieder der Gesellschaft mit ihm und mit sich selbst zufrieden machte. Das Gespräch mochte über ernsthafte oder heitere Gegenstände seyn, so wußte er es mit Witz, Laune, Stärke, Delikatesse und Spaß, nachdem es die Absicht oder Gelegenheit erforderte, ohne Unterlaß fortzusetzen. Er wußte eine grosse Menge von Anekdoten und Geschichten, welche immer paßten, und angenehm erzählt wurden; er war beständig heiter und sehr lebhaft. Seine Blicke und seine Sprache stimmten genau zu der An-

muth, Gefälligkeit und dem Ausdruck seiner Unterhaltung und Sitten.

Aber ob er schon der Gegenstand der Achtung und Bewunderung in seinem Vaterlande war, so sah er doch keine Aussicht, sich daselbst eine unabhängige Lage zu verschaffen. Obgleich Irland schon oft grosse Männer gezeugt hat, so ernährt es doch selten dieselben. Als daher Burke voraus sah, daß er in seinem Vaterlande sein Glück sobald nicht machen könnte, so suchte er sich eine feste Stelle in einem andern zu verschaffen. Bald nachdem er seine akademischen Studien vollendet hatte, wurde die Stelle eines Professors der Logik in Glasgow erledigt. Burke war sich seiner metaphysischen Kenntnisse bewußt, und verlangte auch dieses Amt; es war aber bereits zu spät. Hätte er das Amt erhalten, so würde sich der Lehrstuhl der Logik von Glasgow noch grösseren Ruhm erworben haben, als die Lehrstühle der Moralphilosophie von Glasgow und Edimburg, obgleich der erste von einem Hutchinson, Smith und Reid, und der letzte von einem Ferguson ausgefüllt worden, und noch jetzt von einem Stewart ausgefüllt wird.

Getäuscht in seinen Hoffnungen zu Glasgow, wendete sich Burke nach London, wo es selten geschieht, daß der Mann von Kopf, wenn er in seiner Thätigkeit ausdauert, und

sie mit Einsicht anwendet, nicht am Ende sein Glück macht.

Bei seiner Ankunft in der Hauptstadt trat er in das juristische Kollegium, the Temple genannt. So bald Burke in diesem Tempel war, so ließ er sich zu dem unangenehmen Geschäfte herab, für Zeitungen und Monathsschriften zu schreiben. Hätte Burke, wie unlängst behauptet wurde, bei diesem seinem Eintritt in die Welt ein beträchtliches Vermögen besessen, so ist es nicht wahrscheinlich, daß er sich bemüht haben würde, durch gelieferte Aufsätze in Zeitungen und Magazine Geld zu verdienen. In diesen periodischen Schriften lieferte Burke Abhandlungen über mannichfaltige Gegenstände aus der allgemeinen Litteratur, besonders aber aus dem Gebiete der Politik. Diese Aufsätze zogen ihren Verfasser nicht unmittelbar aus der Dunkelheit hervor, ob sie gleich Belehrung, Scharfsinn, Erfindung und schöne Schreibart in sich vereinigten.

Durch seinen unermüdeten Fleiß schwächte Burke nach und nach seine Gesundheit, und fiel in eine gefährliche Krankheit. Er brauchte den medizinischen Rath des Doktors Nugent, eines sehr fähigen und erfahrnen Arztes, der das menschenfreundlichste Herz besaß. Nugent sah, daß das Geräusch und die vielen Störungen, die mit den Zimmern im Tempel verbunden sind, die Genesung seines Patien-

ten verhindern würden, und bot ihm daher ei= ne Wohnung in seinem eigenen Hause an. Nicht allein der Doktor, sondern die ganze Familie, widmeten ihm alle mögliche Aufmerk= samkeit, und behandelten ihn aufs zärtlichste, und dieß wirkte zur Wiederherstellung seiner Gesundheit mehr als jede Medicin. Unter die= jenigen, welche den Gast und Patienten ihres Vaters am sorgfältigsten pflegten, gehörte Miß Nugent, und ihre Liebenswürdigkeit und besondere Zärtlichkeit für ihn erweckten sehr bald Liebe in Burke's gefühlvollem Herzen. Er bot ihr seine Hand, und sie nahm sie an; er hatte während eines langen Lebens von mannichfaltigen Wechseln und prüfenden Lagen, wegen ihres sanften und liebevollen Betragens, niemals Ursache, seine Wahl zu bereuen.

Bisher waren seine Seelenkräfte und Kenntnisse nur zum Theil bekannt. Seine lit= terarischen Talente waren blos auf kurze Ab= handlungen und Versuche eingeschränkt gewe= sen. Seine erste wichtige Schrift ist die Vertheidigung natürlicher Gesellschaft.

Diese Schrift ist für seine Biographen wichtig, weil sie die gesunden Grundsätze der Religion, Philosophie und Politik enthält, die er schon früh gefaßt hatte. Sie zeigt von Burke's weit umfassenden Kenntnissen in der Geschichte; sie beweißt die Gewandtheit seines Genies in der glücklichen Nachahmung von

Bolingbroke, und die Stärke seines Scharfsinnes, indem er ganz die Folgen des Skepticismus, die gesellschaftlichen Bande aufzulösen, angab, und doch konnte man bis dahin hierinnen nicht die Erfahrung zur Lehrmeisterinn annehmen. Diese Abhandlung ist offenbar das Produkt eines Geistes von nicht gewöhnlichen Talenten, von Talenten aber, die ihre größte Reife noch nicht erreicht haben.

Dieses sein erstes litterarisches Werk wurde nicht so allgemein günstig aufgenommen, als die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn desselben verdienten. Gleich den Paradoxen des Sohnes vom Dorfprediger von Wakefield erregte es weder viel Lob noch Tadel; gleich Hume's erstem Versuch fiel es, wenn ich mich so ausdrücken darf, todtgebohren von der Presse, wurde aber in der Folge von seinen jüngern Brüdern wieder ins Leben zurückgeworfen.

Bald nach seiner Vertheidigung der natürlichen Gesellschaft gab er einen Versuch über das Erhabene und Schöne heraus, ein Werk, welches ein Genie verrieth, das weit über die gewöhnlichen, und selbst über die geschätztesten Kritiker erhaben war. Er sammelt in dieser Schrift nicht allein und erzählt Fakta, sondern untersucht Grundsätze; er ist nicht blos ein experimentaler, sondern er ist ein scientifischer Kritiker. Er sah ein, und bewies die Verschiedenheit zwischen dem Erha-

benen und Schönen, und betrachtete jedes, wie es mit einem Zweig des Pathetischen verbunden ist; das erstere mit den stärkern und heftigern, das letztere mit den sanftern und gefälligeren Leidenschaften. Er zeigt, daß das Erhabene und Schöne in ihren ersten Beschaffenheiten, Wirkungen und Ursachen sehr wesentlich verschieden seyen.

Burke wurde durch dieses Werk bald allgemein bekannt und bewundert. Die unwissenden und oberflächlichen Köpfe hielten ihn, wegen des Gegenstandes, für einen Mann von Geschmack, die Gelehrten und Weisen kannten ihn nun, wegen der Ausführung, als einen Mann von Geschmack und tiefer Philosophie.

Burkes Vater wurde bei der Durchlesung dieses Werkes so entzückt, daß er ihm eine Anweisung auf hundert Pfund Sterling überschickte; — dieß war für ihn eine beträchtliche Summe, weil er damals noch nicht das Gut besaß, das ihm in der Folge von einem ältern Bruder zufiel, und weil er damals ganz und gar nicht reich war. Mit dieser Anweisung, und mit dem Gewinnst von seinem Buch, konnte er einige drückende Schulden zahlen und sich aus seiner Verlegenheit retten.

Burke war nun als ein Mann von vielen Geistesfähigkeiten und vieler Gelehrsamkeit bekannt. Die Herausgabe des Versuches über

das Erhabene und Schöne macht in Burke's litterarischer Geschichte eine merkwürdige Epoche, weil man von derselben den Anfang seines Ruhmes als Schriftsteller datiren kann. Denn diese Schrift ist nicht allein ein wichtiger Beitrag zur Philosophie, ein Beweis von ausserordentlichem Genie, sondern auch das Werk, welches seinen ausgezeichneten Ruhm gründete. Wegen des öffentlichen Beweises seiner Geisteskräfte, suchten nun Männer von grossen Talenten seine Bekanntschaft. Besonders wurden Reynolds und der Koloß der englischen Litteratur — Johnson — bald seine vertrautesten Freunde.

Schon in einer frühen Periode hatte Burke die vertrauteste Freundschaft mit Hamilton geschlossen, der unter dem Namen Eine-Rede Hamilton bekannt war, wegen einer ganz vortreflichen Rede, die er einmal im Unterhause gehalten hatte. Weil er sich niemals durch das geringste Zeichen von Beredsamkeit im brittischen Senate weiter bekannt machte, so hielt man seinen Freund, Herrn Burke, für den Verfasser jener Rede. Was die Welt noch mehr in dieser Meinung bestärkte, war, daß Hamilton in der Folge, da er als Sekretair von Lord Halifax, Lord-Lieutenant von Irland, nach dieser Insel ging, Burke'n bewog, ihn zu begleiten, und ihm eine jährliche Pension von dreihundert Pfund vom irländischen

Gouvernement verschaffte. Hamilton zeichnete sich im irländischen Parlamente durch eine zweite Rede aus, und zwar bei der Gelegenheit, als die Ministerialpartei die Motion machte, daß katholische Regimenter in Irland zum Beistand Portugalls gegen Spanien errichtet werden sollten. Auch von dieser Rede hielt man Burken für den Verfasser. Aber diejenigen, welche mit Hamilton und Burke am besten bekannt waren, glauben nicht, daß der letztere dem ersten eine Rede verfertigt habe. Denn Hamiltons Geistesgaben und litterarische Kenntnisse waren sehr groß, und ganz den Reden, die er hielt, angemessen; weil er viel Vermögen besaß, so konnte er seinen Hang zum gemächlichen Leben befriedigen, und wendete daher seine Talente nicht so an, als vielleicht in einer andern Lage geschehen wäre.

Die Zeit näherte sich nun, wo sich Burke's Talente auf dem grossen politischen Theater zeigen sollten. Er kehrte nach England zurück. Seine Pension setzte ihn in den Stand, daß er nicht mehr nöthig hatte, seine Zeit mit Arbeiten für Journale und Zeitungen zu verschwenden. Er beschäftigte sich besonders damit, Schätze der Weisheit, besonders moralische und politische Kenntnisse und Philosophie, einzusammeln. Doch lieferte er noch gelegentliche Aufsätze in periodische Schriften.

Der öffentliche Verkündiger war damals das Blatt, zu welchem Männer von Litteratur und Genie ihre Beiträge lieferten. Burke's Aufsätze in diesem Journal zogen die Aufmerksamkeit des würdigen Marquis von Rockingham auf sich; er bemerkte ihre seltenen Vorzüge, und suchte bald die Bekanntschaft des Verfassers. Burke wurde bei dem Marquis von Herrn Fitzherbert, Vater des Lord St. Helens, eingeführt. Dieses war in Burke's Leben eine Hauptepoche, denn mit ihr fing seine politische Laufbahn an.

Während der Rockinghamschen Staatsverwaltung wurde Burke zum Parlementsglied für Wendover in Buckinghamshire gewählt. Dieser Burgflecken hieng von Lord Verney ab, zwischen welchem und Burke'n eine vertraute Freundschaft bestand, eine Freundschaft von deren Folgen die Freunde des einen und des andern sehr verschiedene Nachrichten gaben. — Bei seinem Eintritt ins Unterhaus suchte sich Burke alle nur möglichen Kenntnisse zu diesem Posten zu erwerben. Er dachte eben so wie Cicero, daß ein Redner mit jedem grossen und wichtigen Gegenstand der Kunst und Natur bekannt seyn müßte. Seine Vorbereitung bestand aber nicht darinnen, daß er seine vornehmste Aufmerksamkeit auf künstliche Perioden verwendete, sondern daß er die Geschichte, Dichtkunst und Philosophie studirte,

daß er seinen Geist mit Thatsachen, Bildern, Vernunftgründen und durchdachten Maximen anfüllte. Besonders widmete Burke seine Aufmerksamkeit politischen Kenntnissen und den Gewohnheiten und Gebräuchen des Parlements. Auch bereitete er sich zum öffentlichen Redner vor. Er besuchte die Robinhood-Gesellschaft, zu der viele Männer von Geist und Verstand gehörten. Er übte sich hier im Disputiren, und wendete alles mögliche an, um sich leicht und passend ausdrücken zu lernen. Indem er sich auf solche Weise in dem geistigen Theil der Rede übte, so vernachläßigte er auch dabey nicht den mechanischen. Er war auf seine Stimme und Action, und auf das Ganze der Aussprache sehr aufmerksam; er wußte nur zu wohl, daß zwar die Aussprache die Beredsamkeit nicht ausmache, daß sie aber bei vielen Zuhörern die Wirkung vermehre. Er besuchte oft das Theater, und gestand ein, daß er in der Kunst zu sprechen sehr viel von Garrick gelernt habe.

Burke kam ins Parlement im Jahr 1765. Seine erste Rede hielt er bei der Eröffnung der folgenden Sitzung, und bei Gelegenheit der gewöhnlichen Motion einer Dankaddresse an den König. Der Hauptgegenstand war die Stempelacte und die daraus entstandenen Unruhen in Amerika. Seine erste Rede zeigte von so vieler Beredsamkeit, daß sie die Bewunde-

rung des ganzen Unterhauses erregte, und daß sie das vorzüglichste Mitglied desselben, Herr Pitt, sehr lobte.

Im Gespräch zeichnete sich Burke eben so sehr aus als in öffentlicher Rede. Er konnte sich in seiner Unterhaltung nach den Fähigkeiten, und der Person, mit der er sprach, richten. Er konnte sowohl den Einfältigen als den Weisen, sowohl den Bauer als den Gelehrten unterrichten. Doctor Johnson erklärt, daß er niemals mit Burke in Gesellschaft gewesen sey, ohne weiser hinweg zu gehen. Niemals, sagt er, wäre er zur Anstrengung seiner Geisteskräfte so sehr angespannt worden, als wenn er sich mit Burke in einen Streit eingelassen habe. Burke's Unterhaltung, wie seine Reden, war ein ungekünstelter Ausguß von Kenntnissen, Bildern, Gefühlen, Vernunftschlüssen und Philosophie. Die Empfänglichkeit seiner Seele machte, daß seine Leidenschaften sehr leicht in Bewegung geriethen. Doch zeigte sich seine Reitzbarkeit selten in Privatunterhaltung. Selbst bei öffentlichen Debatten, wenn ihn seine Hitze zu Ausdrücken verleitete, welche ruhiges Urtheil nicht billigen konnte, war er zu dergleichen Ausfällen gereitzt worden, oder sie enthielten einen moralischen Tadel eines wahren oder eingebildeten Verbrechens, nicht aber den planmäßigen Angriff überdachter Bosheit.

Besonders zeigte Burke seine grossen Geistesgaben in den Parlements-Debatten über Amerika, den Hastingschen Prozeß, über die Regentschaft, und vorzüglich über die französische Revoluzion, — ein Gegenstand, der ihn in den letzten Jahren seines Lebens fast ganz und ausschließlich beschäftigte.

Je genauer wir Burke's politisches Verhalten und seine Grundsätze untersuchen, desto deutlicher werden wir sehen, daß seine Grundsätze und sein Verhalten gegen die französische Revoluzion ganz mit dem politischen Verhalten in seinem vorigen Leben übereinstimmten. Ich erkläre ohne Anstand, daß er sich aus den nämlichen Grundsätzen dem Plane der Minister in Hinsicht Amerikas widersetzte, aus denen er die Principien der französischen Gesetzgeber tadelte; als Beweis desselben berufe ich mich auf seine vornehmsten Schriften und Reden. Während des amerikanischen Streites war sein Raisonnement folgendes: Ihr habt grossen Nutzen von der Kolonie unter der Konstituzon gehabt, von der sie bis jetzt regiert worden sind: bei einem Versuch eine andere Konstituzion einzuführen, seyd ihr weder der Ausführbarkeit noch der Wirkung derselben versichert.

Sein Raisonnement über die französische Staatsumwälzung war folgendes: Die Häupter der Revoluzion hätten leicht nach der Versamm-

sammlung der Generalstände eine auf wirkliche Freiheit und auf das Wohl der verschiedenen Stände gegründete Konstituzion einführen können. Laßt euch von der Erfahrung, und nicht von unversuchten Theorien, leiten! — rief er, als er sah, daß die französischen Grundsätze in allen Gesellschaften von England leichten Eingang fänden. Er bediente sich jetzt der nämlichen Sätze zur Unterstützung seiner Meinung, deren er sich im Streite mit Amerika bedient hatte. — „Trauet nicht unversuchten Spekulazionen: hängt den Lehren der Erfahrung an!" — Dieß war der Hauptsatz seines politischen Urtheils. Er entdeckte gleich beim ersten Ausbruch der Revoluzion, mit fast prophetischer Weisheit, in ihr Wirkungen, Grundsätze, und einen Geist zu allen den Vorfällen, die seitdem Europa durch traurige Erfahrung kennen lernte.

Die von Fox und Sheridan im Hause der Gemeinen erklärten Gesinnungen und Meinungen bewogen Burke, seine berühmten Bemerkungen über die Revoluzion von Frankreich zu schreiben, welche im October 1790 zum erstenmal erschienen sind. Dieses wichtige Werk ist zu bekannt, als daß wir hier nöthig hätten, etwas davon zu erwähnen, und einen Auszug zu liefern. Er nimmt hier die Erfahrung als die einzige Lehrmeisterin in politischen

Veränderungen an, und behauptet, daß jede Verfassung, auf abstrakte Sätze und nicht auf Erfahrung und Religion gegründet, unmöglich für die Menschheit wohlthätig seyn könne.

So ausgezeichnet aber auch Burke's Geist in dieser Schrift erscheint, so viele Kenntnisse und wahre Prophezeihungen er in einer vortreflichen Sprache und in den glücklichst gewählten Bildern vortrug, so muß ich doch aus Unpartheilichkeit bekennen, daß ihn in einigen untergeordneten Theilen seine Einbildungskraft und Gefühle zu weit über die Grenzen kalter Beurtheilung hinausgeführt haben. Seine Nachricht von den Tugenden des französischen Adels scheint übertrieben, und nicht mit der Wahrheit überein zu stimmen, nach dem, was wir seit der Zeit zu sehen Gelegenheit hatten. Auch das nämliche gilt von der Geistlichkeit, die er auch viel besser schildert, als sie wirklich war. Aber obgleich in einigen Stellen dieser ausgezeichneten Schrift die Farben zu hoch aufgetragen seyn mögen, so findet man doch gewiß kein Werk, welches die Grundsätze des Denkens und Handelns, die die französischen Revoluzionsmänner leiteten und antrieben, so ganz entfaltete, das die Folgen einer solchen Theorie und Praxis so ganz bestimmt voraus sagte, als Burke's Bemerkungen über die französische Revoluzion. Seine übrigen Schriften über französische Angele-

genheiten muß ich hier wegen Mangel des Raumes übergehen.

Burke hatte sich entschlossen, sich vom Parlement zu entfernen, sobald der Hastingsche Prozeß geendigt wäre. Im Sommer 1793 geschah die Entscheidung, und bald darauf gab er seinen Sitz im Parlement auf.

Während der wichtigen Periode, in der Burke ein Mitglied vom Parlement gewesen war, hatte die Beredsamkeit des Volks-Senats viele Verbesserung erlangt. Alle, selbst Fox, hatten von ihm gelernt, und seine vortreflichen Vorträge zu benutzen gewußt. Man sprach jetzt bestimmter, suchte mehr Kenntnisse einzuflechten, und die Meinungen mit passendern Gründen zu unterstützen. Es bildeten sich auch mehrere vortrefliche Redner, wovon wir nur Windham, Burke's vertrautesten Freund, nennen wollen.

Am 2. August 1794 verlohr Burke seinen Sohn, welcher Todesfall ihn ausserordentlich niederschlug. Dieser Sohn hatte sehr viele Geistesanlagen gezeigt; seine vertrautesten Freunde versicherten, daß er mit einem hellen, scharfen und thätigen Verstand begabt gewesen sey, und daß er, wenn ihn seine Gesundheit nicht so am Fleiß gehindert hätte, den meisten ausgezeichneten Männern des Zeitalters gleich gekommen seyn würde. Er starb zu

Cromwel-Haus, Brompton, 36 Jahr alt, und wurde in der Kirche Beaconsfield begraben. Sein Vater konnte niemals mehr den Platz seines Begräbnisses sehen, und wenn er von seinem Landgut in die Stadt ging, wo ihn eigentlich der Weg durch Beaconsfield führte, so nahm er allzeit einen Nebenweg hinter einer Anhöhe, die ihm die Aussicht auf die Kirche verbarg. Aber ob er gleich seine Sorgen als Mann fühlte, so ertrug er sie auch als Mann. Sein Schmerz war stark und tief, er verminderte aber niemals die Energie seines Geistes.

Bald nach dem Tode seines Sohns ertheilte ihm der König ein ansehnliches Jahrgeld. Seine Verleumder haben behauptet, seine zerrütteten Umstände seyen die Ursache gewesen, daß er die Ministerial-Partei in der französischen Revoluzion ergriffen habe, um dadurch für sich die Minister zu gewinnen. Aber Burkes allgemeiner Charakter, und daß er sein Interesse seinen Grundsätzen, oder selbst der Partei, fast ununterbrochen vom Jahr 1765 bis 1790, aufopferte, machen diese Anklage sehr unwahrscheinlich.

Seit dem Anfange des Junius 1797 hatte seine Gesundheit sehr abgenommen; sie wirkte aber bloß auf seinen Körper, nicht auf seine Seele. Sein Verstand zeigte sich in unverringerter Stärke; sein Charakter behielt

seine Sanftmuth und Liebenswürdigkeit. Er verrichtete regelmäßig und streng die Pflichten der Religion und Wohlthätigkeit: seine Thätigkeit für das Glück seiner Freunde und für die Wohlfahrt der Menschheit war gleich lebhaft. Obgleich sein Körper immer schwächer wurde, so geschah es doch ohne Schmerzen. Das Lebenslicht verzehrte sich geschwind, es wurde aber nicht gewaltsam ausgelöscht. Sein Ende war der einfachen Grösse seiner Seele angemessen, welche er in seinem Leben immer gezeigt hatte, ohne Leichtsinn, ohne Prahlerei, voller natürlicher Anmuth und Würde. Er wünschte weder, noch fürchtete er, sondern erwartete geduldig und mit Ergebung die bestimmte Stunde seiner Auflösung. Er starb den 8. Julius 1797 im acht und sechzigsten Jahre seines Alters.

Burke war ohngefähr fünf Fuß zehn Zoll groß, schön gebaut und stark; von jenem festen und kompakten Körper, der mehr Stärke als Masse verräth. Sein Gesicht war in seiner Jugend schön. Der Ausdruck seiner Geberden war weniger auszeichnend, als Jemand, der ihn nicht gesehen hatte, sich vorgestellt haben würde. In seinen jüngern Jahren hatte er sich in den körperlichen Uebungen ausgezeichnet, die in Irland am gewöhnlichsten sind, besonders im Springen, Ballschlagen und Steinschleudern.

Er war von der Natur in einem hohen Grade mit jener Vereinigung von Geisteskräften begabt, welche ein Genie ausmachen; ein schnell durchdringender, energischer, umfassender und tiefer Verstand; ein schnell fassendes und getreues Gedächtniß; eine lebhafte, gewandte, reissende und starke Einbildungskraft. Kunst und Fleiß bildeten diese Seelenkräfte aus, und versahen sie mit hinlänglichen Materialien. Diejenigen, welche die Wirkungen von Burkes Genie parteyisch beurtheilten, glaubten, daß seine Phantasie das Uebergewicht gehabt habe; aber eine genaue Bekanntschaft mit seinen Geisteskräften würde sie überzeugen, daß zwar seine Phantasie jedes Gebiet der Kenntnisse durchirrt, und sich zu jeder Höhe der Wissenschaft, zur Verschönerung, Anspielung oder Analogie erhebt, doch aber Vernunft die Leiterinn bei allen seinen intellectuellen Beschäftigungen gewesen sey. Sein mächtiger Verstand war in allen seinen Wirkungen umfassend; er übersah alle Theile und das Ganze, Ursachen und Wirkungen, jeden Umstand, der sich nur im geringsten auf die Streitfrage bezog. Den Beweis hievon liefern alle seine Reden und Schriften über den innern Zustand und die Geschichte Englands; — seine Gedanken über das gegenwärtige Mißvergnügen; seine Untersuchungen über das englische System in Bezug auf Amerika; sein

ökonomischer Plan; seine Darstellung der indischen Angelegenheiten, und hauptsächlich seine Gedanken über die französische Revoluzion.

So ausgezeichnet seine Geistesgaben waren, so liebenswürdig und schätzenswerth war sein Herz — wohlwollend, gerecht, gemässigt, großmüthig. Er liebte sein Vaterland, und die Konstituzion desselben, weil er glaubte, sie wäre dessen Wohlfahrt am angemessensten; zu verschiedenen Zeiten unterstützte er, aus demselben Princip, verschiedene Mitglieder derselben, wenn er glaubte, daß die einen oder die andern unterdrückt würden. Während die Plane vom Minister Bute das Uebergewicht hatten, und er den Einfluß der Krone fürchtete, unterstützte er das Volk, und dieß that er auch aus derselben Ursache während des amerikanischen Kriegs. Nachdem die französische Monarchie und Aristokratie vernichtet worden waren, und er von der Verbreitung der französischen Grundsätze ähnliche Folgen befürchtete, so unterstützte er mit allen Kräften die Monarchie und Aristokratie. So patriotisch er in seinem öffentlichen Leben war, so wohlwollend und verdienstlich war auch sein Verhalten als Privatmann. Er war ein lieber und aufmerksamer Ehemann, ein mit Klugheit nachsichtsvoller Vater, ein aufrichtiger, warmer und thätiger Freund, ein angenehmer Nachbar, ein freigebiger und gütiger

Herr, ein eifriger und mildthätiger Patron — kurz, überall verbreitete er Vergnügen und Glück. Seine Grundsätze waren eben so streng, und seine Sitten eben so tugendhaft, als seine Gemüthsneigung gütig.

Er wußte sich in allen Gesellschaften aufs angenehmste und einnehmendste zu betragen, besonders aber als gastfreier Wirth in seinem Hause. Seine starke Empfindlichkeit machte sein Temperament reitzbar; aber seine obgleich heftigen Ausbrüche waren von keiner Dauer. Die immerwährenden politischen Streitigkeiten, in die er verflochten war, waren die Ursache, daß er diese Schwachheit viel öfter zeigen konnte, als es der Fall in einer ruhigen Lage gewesen seyn würde.

Dieß waren die einzigen kleinen Fehler, welche seine Feinde seinen Eigenschaften und Talenten mit Wahrheit entgegen stellen konnten. Mit so wenig Zusatz, und mit so viel ächtem Werth, werden vielleicht, selbst in Reichen, wo grosse Geistesgaben häufig zu finden, und grosse Tugenden nicht selten sind, in dem gewöhnlichen Lauf intellektueller und moralischer Vortreflichkeit, Jahrhunderte vergehen, ehe die Vorsehung wieder einen Burke schenkt.

Bender.

Unter die österreichischen Generale, die sich in unsern Tagen auf dem Schlachtfelde rühmliche Lorbeere gesammelt haben, gehört auch Bender, dieser würdige Waffenbruder Clerfayts. Das Haus Oesterreich verlohr in ihm einen seiner getreuesten und ausgezeichnetesten Diener, der Soldat einen Vater, und die Bürgerschaft ihren Freund.

Blasius, Reichsfreyherr von Bender, des militärischen Marien Theresien-Ordens Großkreuz, k. k. General-Feldmarschall, und Innhaber eines Regiments zu Fuß — war zu Gengenbach, einer kleinen Reichsstadt in der Ortenau, in Schwaben, am 11. November 1713 gebohren. Er trat 1733 als Kadet in die k. k. Dienste, ward im Jahr 1734 Fähnrich, und wohnte in diesem, und dem darauf folgenden Jahre, den beiden Feldzügen unter dem Prinzen Eugen bei. Im Türkenkriege, der 1737 ausbrach, half derselbe Banjalukka

belagern, und ward in der nahe bei der Festung vorgefallenenen Schlacht verwundet. Auch befand er sich 1739 in der kurz vor der Belagerung von Belgrad, zum Nachtheil der Oesterreicher ausgefallenen Schlacht bei Krozka und Panzowa. Ueberall legte er Proben seines Heldenmuths und seines Diensteifers ab.

Auch wohnte er dem österreichischen Succeßionskriege bei, und befand sich 1741 bei der unglücklichen Schlacht zu Molwitz in Schlesien, wo er durch den linken Fuß geschossen ward. Der Belagerung Prags wohnte er gleichfalls bei, und ward durch einen Bajonettstoß im Halse verwundet. Ferner war derselbe in der Schlacht bei Strigau und Trautenau, und ward durch den Leib geschossen. — Gegen die Franzosen in den Niederlanden befand sich derselbe bei Royan und Laffeld.

In dem bekannten siebenjährigen oder dritten Schlesischen Kriege war er in den Schlachten bei Prag, am Moisesberge in Sachsen und bei Breslau. Damals war er bereits Oberstlieutenant. Bei dem Ueberfalle von Berlin, unter dem Kommando des Generals Haddik, befand er sich gleichfalls, so wie bei der Schlacht bei Torgau. Im Jahr 1769 ward er Generalmajor und Kommandant zu Philippsburg, und 1775 General-Feldmarschall-Lieutenant, und Kommandant der wichtigen Festung Ollmütz. In eben dem

Jahre erhielt er ein Infanterieregiment. Im Jahre 1785 ward er Kommandant von Luxemburg, und vom Kaiser Joseph II. zum General-Feldzeugmeister ernannt, auch in den Freyherrnstand erhoben. — Dieser tapfere General wohnte demnach 20 Feldzügen, und ohne die Schlacht bei St. Hubert, 12 Schlachten und 9 Belagerungen bei, und ward viermal verwundet.

Besondere Beweise aber seines Diensteifers und seiner Tapferkeit gab Bender bei der im Jahr 1789 in den Niederlanden ausgebrochenen Rebellion. Der General, Graf d'Alton mußte mit seinen geschwächten Truppen die vornehmsten Provinzen der österreichischen Niederlande verlassen, und zog sich nach Luxemburg zurück. Der Rebellen-General van der Mersch folgte den Oesterreichern auf dem Fusse nach. Inzwischen verlohr d'Alton sein Kommando in den Niederlanden, und wurde nach Wien berufen, um sich zu rechtfertigen, starb aber unter Weges zu Trier plötzlich. Bender hatte nun das Kommando der in und bei Luxemburg versammelten Oesterreichischen Truppen, er widersetzte sich mit aller Macht der durch die Insurgenten der Festung Luxemburg drohenden Gefahr, und trieb sie nach einem denselben beigefügten beträchtlichen Verluste, zurück. — Wegen diesem Wohlverhalten wurde hierauf Bender von Kaiser Leopold dem

Zweiten zum Feldmarschall und Großkreuz des Marien Theresienordens ernannt.

Da sich der Sieg im Jahr 1794 unvermuthet auf die Seite der Franzosen neigte, und sie ganz Belgien eroberten, vertheidigte er die Festung Luxemburg mit beispielloser Tapferkeit. Diese Festung wurde nemlich den ganzen Winter hindurch von der Mosel-Armee blockirt. Eine Menge tief in die Erde gebauter Hütten, mit 40,000 Franzosen angefüllt, bildeten, in einer Entfernung von einer Stunde, einen weiten Gurt, um diese furchtbare Felsenfeste her, welche der würdige Greis mit einer Besatzung von 15,000 Mann vertheidigte.

Nachdem die Belagerer alle Leiden und Beschwerlichkeiten der harten Jahreszeit bis an das Ende des Aprils ertragen hatten, so rückten sie an den Rhein zwischen der Nahe und Koblenz, vor, und ein neues, größtentheils aus der Sambre- und Maasarme gezogenes Heer, trat in ihre Stelle. Der Divisionsgeneral Hatry kommandirte, aus seinem Hauptquartier Domeldan, die Belagerung. Aber die Franzosen vermochten nichts gegen die unbezwingbaren Werke und Felsen von Luxemburg durch das höllische Feuer, dem bisher keine Festung widerstanden war; — durch Wachsamkeit, Muth und kluge Anordnungen trotzte Bender ihrer Macht. Luxemburg mußte

eigentlich ausgehungert werden, und so ward es endlich eine Eroberung der 50,000 Republikaner, die um dasselbe her zusammen getroffen waren.

Nur bis auf den April war die Besatzung mit Lebensmittel versehen; aber durch wirthschaftliche Einrichtungen reichte sie, freilich unter Hunger und Mangel, viel länger. Da es an Holz gebrach, wurden die Obstbäume in den Gärten gefällt, und die alten Häuser in der untern Stadt abgebrochen. Schlechte Nahrungsmittel erzeugten ansteckende Krankheiten, und man hatte keine Arzneyen, um sie zu heilen. Die Noth war aufs äusserste gekommen; kein Entsatz stand zu hoffen; und so ergab sich diese Hauptfestung am 5. Juni, nach einer achtmonathlichen Belagerung, während Bender noch eine ehrenvolle Kapitulation erhielt, mit dem einzigen Vorbehalte, daß die noch 11,000 Mann starke Besatzung bis zu ihrer Auswechslung nicht wider Frankreich dienen sollte.

Dieses tapfere Betragen setzte unsern Bender vor ganz Europa in den wahren Heldenruhm, wie er dann auch mit allen Ehrenbezeugungen von dem Kaiser Franz II. in Wien aufgenommen, und zur Belohnung seines heldenmüthigen Eifers, zum kommandirenden General im Königreiche Böhmen ernannt wurde. Er verschied endlich am 20.

November 1798 in Prag, im 86sten Jahre seines ruhmvollen Alters, und im 65sten seiner Dienstjahre.

Die Leiche des Verstorbenen wurde darauf, nachdem sie vorher auf dem Paradebette ausgesetzt war, nach dem Prager Garnisons-Gottesacker, nächst dem Invalidenhause, ohne den vorgeschriebenen Prunk, den sich der Selige ausdrücklich verbeten hatte, abgeführt, und dort unter so manchen Zeugen seines Heldenmuthes, beigesetzt. Die Begleitung der Leiche war sehr zahlreich; alles drang sich in Wägen und zu Fuße herbei, dem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen, und jene Liebe dadurch zu bestätigen, mit der ihm, seiner so vielen Verdienste, und schätzbaren Eigenschaften wegen, alles zugethan war.

Zu den vielen Zügen, welche die edle und patriotische Denkungsart des ruhmvollen Helden bezeichnen, gehört auch dieses, daß er, zu Ende des Jahrs 1798, ungeachtet seiner ziemlich beschränkten Vermögens-Umstände, den baaren Betrag von 3400 Gulden, als einen freiwilligen Kriegsbeitrag dem Staate dargebracht, aber mit dem eigenen Bewußtseyn dieser patriotischen Handlung begnüget, die Uebergabe ungenannt und unbekannt dermassen veranstaltet hat, daß man nur erst nach seinem Tode, bei Erhebung der Verlassenschaft, ihn als den Darbringer er-

kannt hat, durch welche edle Bescheidenheit er sich um eine Blume mehr auf sein Grab pflanzte.

Daher auch Seine Majestät, Franz der Zweite, welcher gewohnt ist, ausgezeichnete Verdienste, nicht nur an den Lebenden, sondern auch die Wirkungen Seiner höchsten Großmuth, über desselben Nachgelassene zu verbreiten, der Wittwe dieses Feldmarschalls, in Rücksicht der von ihrem verstorbenen Gemahl durch 65 Jahre mit Ruhm und Vorzug geleisteten Dienste, eine Pension von jährlichen 4000 Gulden verliehen hat.

Massena.

Da dieser General neuerdings auf dem Kriegsschauplatze erschienen ist, und jetzt sogar als General en Chef die französische Rhein- und Schweizer-Armee kommandirt, so wird es nicht uninteressant seyn, etwas aus dem Leben dieses merkwürdigen Mannes zu wissen.

Massena ist aus Nizza gebürtig. Er ist ein Mann von 37 oder 38 Jahren, von einer ausserordentlichen Leibesbeschaffenheit, groß und braun von Gesicht, gähzornig und aufbrausend, taub und gefühllos beim Anblicke des menschlichen Elendes. Ohne Erziehung, Studien und litterarische Kenntnisse zu besitzen, ist er mit einem gesunden Urtheile begabt und hat vielen natürlichen Verstand. Seine Stärke ist seinem Wuchse angemessen, und seine Tapferkeit ist von der ganzen Armee anerkannt. Vor dem Anfange der französischen Revoluzion war er in Sardinischen Diensten, trat aber

bald

bald zu einer französischen Legion über. Hier entwickelte er bei der Einnahme von Sospello zuerst seine militärischen Talente, und die wenigen Vortheile, welche die französischen Waffen im Feldzuge von 1794 bei Saorgio in Italien erhielten, verdanken sie bloß ihm. Er wurde daher für diese Dienste auch mit dem Grade eines Divisionsgenerals belohnt. — Massena würde an der Spitze von zwei Grenadier-Compagnien, eine Armee von 20,000 Mann mit eben dem Vergnügen angreifen, als wenn er eine gleiche Anzahl kommandirte. Ich sage mit eben dem Vergnügen, denn er kennet kein grösseres, als sich herumzuschlagen. Er war mit seiner Division fast immer bei der Avantgarde, und leistete durch seine Lokalkenntnisse, militärische Erfahrung und durch die Festigkeit seines Charakters dem Obergeneral Bonaparte im Feldzuge von 1796 sehr grosse und wichtige Dienste. Er hat besonders in den Schlachten bei Montenotte, Millesimo und Mondovi über die Generale Beaulieu und Provera mit seiner Division mehrere Vortheile errungen. In der Schlacht bei Lodi war er einer von denjenigen, die von ihren Pferden sprangen, an der Spitze einer enggeschlossenen Kolonne über die Brücke drangen, und unter einem Hagel von Kugeln und Kartätschen auf den Feind stürzten, seine Schlachtordnung zer-

rissen, und ihn zur Flucht zwangen. Nicht weniger glücklich war er in den Schlachten bei Lonato, Castiglione, Roveredo, San Giorgio, Arcole und Rivoli. Während darauf Bernadotte über Laybach nach Grätz vorrückte, drang Massena unter Bonaparte über Klagenfurt bis nach Bruck an der Muhr vor, wo er in allen herumliegenden Gegenden plünderte und fast unerschwingliche Kontribuzionen eintrieb.

Als endlich am 18. April 1797 in dem Schlosse Eckenwald, unweit Leoben die Friedens-Präliminarien unterzeichnet waren, traf Massena in der Nacht von 5. zum 6. May mit der Ratifikazion des Kaisers in Paris ein. Er reiste dann wieder zur Armee nach Italien ab, und als zwischen der französischen Republik und dem Papste, nach der Ermordung des französischen Generals Düphot der Krieg neuerdings ausbrach, und der General Berthier am 10. Febr. 1798 Rom besetzte, so ging dieser Ende Februars von der Armee ab, und Massena übernahm das Oberkommando am 13. März über die im römischen Gebiete stehende Armee. Aber seine Ernennung verursachte unter den Offizieren und einem grossen Theil dieser Armee starkes Mißvergnügen, da er durch die im Gebiete der ehemaligen Republik Venedig und vornemlich in Padua begangenen Räubereien und Erpressungen sichere Beweise seiner Unmo-

ralität gegeben hatte. Er suchte sich zwar zu rechtfertigen, aber das Offizierkorps ließ sich nicht befriedigen, Massena mußte Rom verlassen, und an seiner Statt übernahm indessen der General d'Allemagne das Kommando, bis der vom Directorium an seine Stelle ernannte General Brüne angekommen war.

Massena ging nun nach Genua ab, wo er so lange verweilte, bis er späterhin zum kommandirenden General in der Schweiz ernannt wurde. Im Dezember 1798 kam er in Luzern an, und hatte eine öffentliche Audienz beim helvetischen Directorium. Am 6. März 1799 fing er endlich an, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, offensive zu agiren, und forderte den in Graubündten kommandirenden kaiserlichen General Auffenberg auf, dieses Land zu verlassen; griff ihn dann mit Uebermacht an, nöthigte ihn sich zurückzuziehen, und nahm ihn mit seinem kleinen Korps nach einigen Tagen gefangen.

Massena griff hierauf zum öfternmalen die Stellung des Generals Hotze bei Feldkirchen an, wurde aber immer zurückgetrieben. Als sich endlich der General Jourdan, der vom Erzherzog Karl überall geschlagen worden war, ganz vom Kriegsschauplatze entfernte, ernannte das Directorium am 4. April den General Massena zum en Chef Kommandirenden,

und vereinigte die Schweizer mit der sogenannten Donau-Armee. Er traf am 8. in Straßburg ein, untersuchte die Stellung der Armee, und ging am 12. mit dem Hauptquartier nach Basel ab. Am 30. versetzte er selbes nach Zürch, und schickte von da aus mehrere seiner Truppen gegen die schweizerischen Insurgenten in den kleinen Kantonen, die er zu Paaren trieb.

Er versuchte darauf mehrere Angriffe auf die österreichischen Truppen, worunter besonders das Gefecht vom 25. Mai eines der hartnäckigsten war und den ganzen Tag währte. Aber am 27. ward Massena von Pfyn und Wyll aus, unter der Leitung der Generale Hotze und Reuß, angegriffen, und überall mit einem namhaften Verluste zurückgeschlagen, worauf Massena genöthiget ward, in seine Stellung bei Zürch sich zurückzuziehen, wo er ein verschanztes Lager bezog. Zwar suchte ihn der Erzherzog Karl aus seinen Verschanzungen zu vertreiben, da er aber mit Uebermacht hinter dem mit Redouten und Flechen garnirten Verhau stand, so war dies bei dem Angriffe vom 4. Junius nicht möglich.

Am 5. Junius rekognoscirte der Erzherzog Karl die feindlichen Retrenchements, und beschloß selbe, ungeachtet ihrer Stärke und vortheilhaften Lage, am nämlichen Tage um 2 Uhr nach Mitternacht anzugreifen, und mit

Sturm zu nehmen. Seine Königl. Hoheit liessen in dieser Absicht die Armee im Angesichte des Feindes ausruhen, und sie ordentlich abkochen. Diese unerwartete drohende Contenance verwirrte den Feind, und Massena fand nicht für gut, eine neue Unternehmung auf diese seine Stellung abzuwarten; er zog sich daher noch am 5. mit dem Gros seiner Armee in solcher Eile zurück, daß er 25 Kanonen, 3 Haubitzen, und 18 Munizionskarren in den Verschanzungen zurückließ, und sich auf den Albisberg gegen Zug zurückzog, worauf die Avantgarde der österreichischen Armee die Stadt Zürch besetzte. Seitdem hat General Massena ausser einigen Vorposten-Gefechten, noch keine entscheidende Schlacht gewagt.

Scherer.

Da gegenwärtig die öffentliche Meinung in ganz Frankreich so sehr gegen den Exminister Scherer prononcirt, und da derselbe als die Hauptursache aller Unglücksfälle angesehen wird, welche seit dem Ausbruche des neuen Krieges die französische Republik betroffen haben; da ihm sowohl als Minister, wie als General die gröbsten Fehler zur Last gelegt werden; so ist es wohl nicht uninteressant, einige Nachrichten die authentisch sind, über Scherers Leben zu erhalten, welche wir hier unsern Lesern in einer konzentrirten Darstellung mittheilen wollen.

Scherer ist eines Fleischers Sohn aus Döll, unweit Belfort, an der Grenze des Oberrheins gegen den Mont Terrible. In seiner Jugend erhielt er, als der Sohn eines bemittelten Bürgers, eine für die damaligen Zeiten (zwischen den Jahren 1750 bis 1755) artige Erziehung. Allein da er sehr leichtsinnig

und lüderlich war, so entfloh er seinen Eltern, und trat in österreichische Kriegsdienste, wo er bis zum Fähnrich stieg. Sey's nun Unzufriedenheit mit dem Dienste oder eine andere Ursache, er desertirte aus Mantua, wo sein Regiment damals in Garnison lag, und gieng nach Paris, wo er bei seinem Bruder, der damals Haushofmeister beim Herzog von Richelieu war, auf Kosten des letztern einige Zeit lebte.

Personen, die ihn dort sehr genau gekannt haben, schildern ihn als einen fähigen Kopf, voller Intriguen, dabei gesellig, aber Bonvivant im höchsten Grade, ohne alle Grundsätze und höchst unmoralisch. — Bei seinem Bruder, zu dem sich damals noch ein anderer Bruder, der in der Marine war, (der nachmalige, später auch abgedankte Generalsekretär des Kriegsministers) gesellte, blieb er bis die Legion Maillebois im holländischen Sold errichtet wurde. Der Herzog von Richelieu verschaffte ihm dort eine Stelle als Major. Da diese aber wieder aufgehoben wurde, so kehrte er nach Paris zurück, und machte dort den Geschäftsmann, lebte aber größtentheils wieder von den Zuschüssen, die er von seinem Bruder erhielt.

Als die Revoluzion im Jahr 1789 ausbrach, blieb er völlig unthätig und erklärte sich weder für noch gegen dieselbe. Er wurde, man weiß nicht durch welchen Kanal,

Aide de Camp des Generals Deprez Crassier, mit dem er sich größtentheils am Oberrhein, und Montterrible aufhielt; da er ein fähiger Kopf war, so leistete er diesem, den er bei weitem übersah, wirklich gute Dienste. Allein da der Aide de Camp dirigiren wollte, und der General dies nicht vertragen konnte, so überwarfen sie sich und Scherer, der in seinem Dienste Bekanntschaften gemacht hatte, die sich für ihn interessirten, wurde anfangs Aide de Camp bei dem berüchtigten Eickenmeyer und dann bei dem später guillotinirten Beauharnois. Mit diesem war er 1793 in der Gegend von Weissenburg und Landau. Allein er wurde bald als Aristokrat denunzirt und erhielt seinen Abschied.

Kurz darauf wußte er sich aufs neue anstellen zu lassen, er avanzirte sogar zum Generaladjutanten. Als solcher kommandirte er eine Zeitlang zu Brundrut. In den revoluzionären Stürmen Ende 1793 und Anfangs 1794 war er bald von den in jenen Gegenden auf Mission geschickten Repräsentanten als Verdächtiger 20 Stunden von den Grenzen deportirt, bald wieder als Brigade-General angestellt, und bald darauf aufs neue deportirt.

Endlich erhielt er im Frühling 1794 als Divisions-General neuerdings das Kommando am Montterrible, und bald darauf am Oberrhein, wo er mit einer Bürgerinn Salomon von Blozheim, (einer Verwandtin der-

jenigen, die in Pichegrüs Correspondenz compromittirt war) die ihm ein ansehnliches Vermögen zubrachte, sich verheirathete.

Nun wurde der bis dahin gesellige Scherer in höchsten Grade übermüthig, sein Ehrgeiz strebte nach immer höhern Dingen, und seine Unmoralität erlaubte ihm jedes Mittel zur Befriedigung seiner Wünsche. Er kam bald zur aktiven Armee im Nord-Departement, erhielt das Kommando über das Blocade-Korps vor den vier Festungen Valenciennes, Landrecies, Conde und Quesnoy; stieß nach Uebergabe derselben zur Sambre- und Maaßarmee, und wurde von da zum Oberanführer der Ostpyrenäen-Armee ernannt.

Nachdem der General Kellermann von dem Sieger de Vins gezwungen wurde sich aus den Sardinischen Staaten zurückzuziehen, führte Scherer, nach dem Frieden mit Spanien, die Ostpyrenäen-Armee herbei, und verstärkte damit die in Italien kämpfende Macht fast um die Hälfte.

Am 23. November 1795 führte Scherer, dem Kellermann nun das Kommando abgetreten hatte, sein Heer, in drei Kolonnen, gegen die Reihe der Verbündeten an. Die erste stürzte auf die Piemonteser unter Colli, welche in dem Thale des Tanaro, und in den Schanzen des Col St. Bernhard standen, los. Ihr Angriff war wüthend; er wurde fünfmal wiederhohlt,

und jedesmal abgeschlagen. Zwar brach sie endlich auf dem Posten von Dondela die Linie. Aber der Marchese Montasia flog eiligst herbei, und füllte die Lücke wieder aus. Hier waren keine Lorbeern für die Franzosen gewachsen.

Mit desto grösserm Erfolge hatte die zweite Kolonne gefochten. Sie drang gegen den feindlichen Mittelpunkt, den der General Argenteau kommandirte, an, brachte denselben zum Weichen, und zwang ihn, sich nach Ressain zurück zu ziehen. Am folgenden Tag rückten die Franzosen bis auf den Felsen St. Pietro del Monte vor, kamen Argenteau dadurch in den Rücken, überwältigten die vor seiner Fronte liegenden Verschanzungen, und die Redoute von Kastellaro, und trieben ihn, nach einem heissen, blutigen Gefechte, gegen Ceva zurück. Dadurch verlohr der linke Flügel der Verbündeten, welchen die Oesterreicher, unter dem Generale Wallis, dem de Vins Krankheitshalber das Kommando übertragen hatte, bildeten, alle Möglichkeit sich zu halten. Durch acht Tartanen von der See her mehrere Stunden lang beschossen, und durch die Fortschritte der Feinde in dem Gebürge, gegen Settepani und Melogno, im Rücken bedroht, war auch er genöthiget das Feld zu räumen. Die Oesterreicher sahen sich bis an die Grenze der Lombardie zurück gedrückt, und bezogen

längst derselben von Dego bis Alessandria und Tortona die Winterquatiere.

Am Anfange des folgenden Feldzugs vom Jahre 1796 wurde Scherer zurückberufen, und Bonaparte bekam das Kommando über die italienische Armee. Nach seinem Abgang von dieser privatisirte Scherer einige Zeit zu Paris, und erhielt hierauf durch seinen Freund Reubell bei der Ministerialveränderung im Sommer 1797 die Kriegsministerstelle. Als Kriegsminister nahm er Theil an allen Diebstählen und Betrügereien, und nur Reubells Ansehen konnte ihn erhalten.

Da der Krieg mit Oesterreich neuerdings auszubrechen drohte, legte er seine Stelle nieder, und wurde am 21. Februar 1799 zum Obergeneral der Armee von Italien ernannt, worüber ihm das Directorium ein sehr verbindliches Schreiben sandte. Den 11. März kam er in Mailand an, übernahm sogleich das Kommando, das seit Jouberts Abreise vom General Delmas versehen worden war. Bald darauf verlegte er sein Hauptquartier nach Mantua und griff ganz unvermuthet die österreichische Armee an. Nachdem er aber die entscheidenden Schlachten bei Legnago, Verona und Magnan verlohren hatte, so wurde ihm durch einen Schluß des Directoriums vom 21. April die Erlaubniß ertheilt, das Kommando der Armee von Italien zu verlassen. Er legte

selbes am 26. nieder, und übergab es dem General Moreau.

Scherer reiste nun nach Paris, wo er am 10. May ankam, aber unter Wegs vom Volke zu Chambery mißhandelt wurde. Als ihn darauf das Direktorium zum General-Inspektor der Kavallerie in Holland ernannte, lehnte er diese Stelle ab, um sich ganz auf die Abfassung der Rechenschaft während seiner Amtsführung zu verlegen. Er übergab selbe auch am 30. May dem Direktorio, welches sie dann an den Rath der Fünfhundert sandte; aber schon nach einigen Tagen klagte man über mehre falsche Angaben in derselben, so daß sich seither von allen Seiten Gewitter gegen ihn zusammengezogen haben, und er, wie die neuesten Berichte lauten, sich geflüchtet hat, um dem Arreste zu entgehen.

Dampierre.

Das Herkommen dieses Generals, das frühere Leben desselben und seine Kriegsdienste sind unbekannt, wenn wir den einzigen Umstand ausnehmen, daß er im Jahre 1755 gebohren wurde. Erst während der französischen Revoluzion, wo er unter Dümouriez in dem Feldzuge in Champagne diente, fand er Gelegenheit sich auszuzeichnen. Besondere Geschicklichkeit zeigte er in der Anführung leichter Truppen, und der Muth, den er in den größten Gefahren zeigte, verbunden mit dem Glück, welches ihm gewöhnlich lächelte, machten, daß die Streifzüge, welche er unternahm, größtentheils zum Vortheile der Franzosen ausfielen.

Demungeachtet haßte Dümouriez diesen General. Das Mißverständniß, das zwischen diesen beiden Generalen herrschte, gründete sich auf den Umstand, daß Dampierre den Dümouriez durchblickte, und dann beschloß, lieber die Gunst, in die er sich bei ihm setzen

konnte, aufzuopfern, als seinem Vaterlande untreu zu werden.

Als daher Dümouriez seine Entwürfe gegen die Jakobiner laut werden ließ, so hatte die Republik es vorzüglich Dampierre zu danken, daß die Armee, welche ihren Chef sehr liebte, und ihm vielleicht gefolgt wäre, erhalten wurde. Er hatte alle Schritte Dümouriezs genau beobachtet, und war jetzt muthig genug, die Soldaten öffentlich zur Treue gegen ihr Vaterland aufzumuntern. Er berichtete von le Quesnoy aus alles, was bei der Armee vorfiel, nach Paris, und hegte wahrscheinlich den Wunsch, statt Dümouriez General en Chef zu werden. Der Abfall der Armee von Dümouriez war größtentheils sein Werk. Der Konvent, der damals alle Tugenden abgeschworen zu haben schien, war dennoch gegen ihn dankbar. Er ernannte ihn zum General en Chef der Nord- Sambre- und Maasarmee an Dümouriezs Stelle.

Nie hat wohl ein General eine Armee in einer verzweifeltern Lage übernommen, als jetzt Dampierre. — Der Konvent glaubte, das ganze Uebel zu heilen, wenn er grosse Verstärkungen von Nazionaltruppen zur Armee stossen ließ. Aber konnte er auch die Niedergeschlagenheit, die Verwirrung, in welcher sich die Gemüther befanden, vertilgen? War es das Werk eines Augenblicks, die Ordnung wieder

herzustellen? Konnte er es verhüten, daß der Geist der Insubordinazion nicht auch die neuangekommenen Bataillone ergriff?

Unbekümmert um alles dieses schickte er dem General Dampierre den Befehl zu, den Feind, welcher bereits auf französischem Gebiete stand, Conde berennt hatte, und Maubeuge bedrohte, es koste, was es wolle, zu schlagen. Dampierre, zu dem man in Frankreich eben kein grosses Vertrauen hatte, weil er erst 38 Jahre alt, nicht genug Erfahrung besaß, hatte sich in das Lager von Famars bei Valenciennes zurückgezogen, und ein anderes Lager, das von Maulde, welches jetzt unhaltbar geworden war, den Feinden Preis gegeben. Durch die hitzigen Scharmützel, in welche er sich täglich mit den österreichischen Truppen einließ, suchte er sie über den wahren Zustand seiner Armee irre zu führen. Die letztern wagten es nicht, ihn aus seiner jetzigen Stellung zu vertreiben. Wegen des Besitzes von Valenciennes, dessen beide Armeen zu ihren Operazionen bedurften, fielen einige hartnäckige Gefechte vor, ohne daß sich einer der beiden Theile rühmen konnte, ausschliessend Meister davon zu seyn.

Dem Befehle des Konvents gemäß, beschloß nun Dampierre, den Feind anzugreifen, und die Kommunikazion zwischen Conde und Valenciennes herzustellen. Und so erfolgte am

ersten Mai 1793 ein allgemeiner Angriff. Mit 70,000 Mann rückte Dampierre auf die Oesterreicher heran. Der linke Flügel drang über die Dörfer Saultain und Curgirs hervor, hatte aber viel Mühe, ehe es ihm gelang, die österreichischen Vorposten zu werfen. Unterdessen hatte die Hauptarmee Zeit gewonnen, sich in Schlachtordnung zu stellen; der rechte Flügel derselben rückte heran, und mit einem fürchterlichen Kanonenfeuer wurden die Franzosen aus den eroberten Dörfern in ihr Lager zurückgetrieben. Durch den Sieg des linken Flügels begünstigt; konnte auch das Centrum der Oesterreicher, welches durch die Heftigkeit der Franzosen durchbrochen worden war, sich wieder setzen, und auch auf diesem Punkte mußten die Republikaner weichen. Doch dieses waren nur Nebenangriffe, den Hauptangriff that der rechte Flügel, an dessen Spitze Dampierre selbst stand. Der linke Flügel der Oesterreicher unter Clerfayt wurde auf allen Punkten, besonders aber bei Raismes angegriffen. Mit Tagesanbruch fing das Treffen an, Nachmittags war es eine Stunde ruhig, dann aber dauerte es bis zur einbrechenden Nacht fort. Viermal erneuerte Dampierre den Angriff, und viermal schlug ihn Clerfayt mit der größten Kaltblütigkeit zurück. Die französische Armee mußte auf allen

Punk=

Punkten weichen, und sich mit einem Verluste von fast 5000 Mann an Todten und Verwundeten, von 15 Kanonen, und etlichen und 60 Munizionswagen in das Lager bei Famars zurückziehen. Beide Heere hatten mit der größten Anstrengung gefochten.

Obgleich dieser erste Versuch mißlungen war, so ließ sich Dampierre doch nicht dadurch abschrecken. Er ließ sich täglich mit den Oesterreichern in blutige Gefechte ein, um ihre Aufmerksamkeit zu theilen, und sie über den Punkt, wo ein neuer Angriff erfolgen sollte, in Ungewißheit zu lassen. Dieß dauerte bis zum 8. May, wo er in Gemäßheit neuer Befehle, die er von Paris erhalten hatte, einen neuen Augriff, den er eigentlich widerrathen hatte, wagte. Nach einigen Nachrichten soll er, ehe das Treffen begann, seine Truppen durch hitzige Getränke angefeuert haben. Der Zweck des Treffens war, Conde zu entsetzen. Auf den rechten Flügel der Oesterreicher geschahen nur einige matte, verstellte Angriffe, die Hauptmacht, welche Dampierre selbst anführte, war wieder gegen den linken Flügel unter Clerfayt, welcher eigentlich das Observazions-Korps ausmachte, gerichtet. Am hitzigsten wurde bei Reismes und Viogne gefochten. Eine ungeheure Anzahl von Feuerschlünden spie Verderben auf die Anrückenden, der Erdboden

Bayerische
Staatsbibliothek
München

wurde von ihren Leichnamen bedeckt, aber alle diese Hindernisse schienen Hügel zu seyn, die man ohne Mühe ersteigt. Schon viermal war der Angriff von frischen Truppen erneuert worden, die Kanonen der Oesterreicher hatten schreckliche Verwüstungen unter ihnen angerichtet, da erfolgte ein fünfter Angriff auf die Verschanzungen, der, obgleich noch heftiger als die vorigen, ebenfalls ohne Erfolg zu bleiben schien. Noch mehr war das letztere zu fürchten, da eine verderbliche Kugel dem General Dampierre die Lende zerschmetterte, so daß er, der seinen Soldaten das Beispiel der Tapferkeit gab, vom Kampfplatze weggetragen werden mußte. Seine Abwesenheit machte die Truppen niedergeschlagen, sie wichen. Der verwundete Feldherr sieht es, läßt sich auf dem Schlachtfelde selbst das Bein ablösen, und sich zurück in die Reihen der kämpfenden Bataillone tragen Die Worte, die Gegenwart, und die heldenmüthige Aufopferung desselben erweckten neuen Eifer, die Truppen schlagen, und Dampierre ist Augenzeuge ihres Sieges, der den Neufranken sehr hoch zu stehen kam.

Am folgenden Morgen starb Dampierre den schönen Tod für ein — freilich entartetes — Vaterland! Der Konvent ehrte sein Andenken dadurch, daß er ein Dekret faßte, nach welchem Dampierres Ueberreste im Pan-

theon zu Paris neben Mirabeau, Voltaire und andern ruhen sollten.

Dûmouriez sagt von diesem Generale: „Er war ein ehrgeitziger Narr, ohne Talente, bis zur Verwegenheit kühn, und zugleich furchtsam aus Unwissenheit, übrigens ein Feind aller seiner Obern, der sie mit den Jakobinern verläumdete, in der Hoffnung, General en Chef zu werden." Das Wahre oder Falsche in dieser Charakterschilderung wird man, wenn man mit den Verhältnissen bekannt ist, in denen beide Generale mit einander standen, leicht finden.

Sombreuil.

Alle wohldenkenden Menschen haben mit Unwillen die blutigen und übereilten Hinrichtungen betrachtet, welche an den unglücklichen auf Quiberon gefangenen Royalisten verübt wurden; innerhalb vier Tagen erschoß man 188 Emigrirte. Der Bischof von Dol, sein Bruder, sein Obervicarius, Carl von Broglio, des Marschalls jüngster Sohn, und Graf von Sombreuil waren unter diesen Unglücklichen, welche die Raserei eines wüthenden Volks massakrirte. Letzterer hat vorzüglich eine allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Dieser junge Held war ein junger, schöner, wohlgebildeter Mann. Sein Umgang war anziehend, seine Handlungen edel, und sein Charakter überhaupt trug das Gepräge des redlichen Mannes. Im Gespräch war er äusserst bescheiden, aber er zeigte Verstand, und besaß auch wirklich grosse militärische Kenntnisse. Seine Grundsätze waren uner=

schütterlich, und sein Vaterland liebte er enthusiastisch. Von seinen Untergebenen wurde er angebetet, und von allen, welche ihn zu kennen Gelegenheit hatten, geehrt und geliebt.

Im Jahre 1789 zeigte Graf von Sombreuil in einem Alter von 22 Jahren, eine so feste Standhaftigkeit, daß es ihm dadurch glückte, seinen Freund, den jungen Herrn von Polignac, aus den Händen des wüthenden Pöbels zu retten. Er ging, durch die Unruhen dazu gezwungen, in preussische Dienste, und zeichnete sich in dem Feldzuge von 1792 durch die Wegnahme einer Convoy von Lebensmitteln rühmlich aus. Die Bedeckung dieser Convoy bestand aus 100 Mann. Sombreuil wagte den Angriff mit vier Hussaren und führte ihn glücklich aus. Diese glänzende Unternehmung brachte ihm den Orden des Verdienstes zu wege, den ihm der König auf dem Schlachtfelde überreichte. Er machte sich noch in dem Jahre 1793 durch verschiedene Beweise von Tapferkeit in Deutschland bekannt, wo er unter der preussischen Armee gegen Cüstine focht. Im Elsaß leistete er wichtige Dienste, da er den Rückzug der Oesterreicher mit decken half. Im Jahre 1794 als er die Cavallerie der Legion von Salm kommandirte, hatte er den Auftrag, während der schrecklichsten Wintercampagne, den Rückzug der holländischen Armee zu schützen.

Auf Quiberon landete Graf Sombreuil in dem Augenblicke, als der Angriff vom 16. Julius 1795 fehlgeschlagen war; und da die Verwundung des Herrn von Hervilli denselben ausser Stand setzte, zu kommandiren, so übertrug man ihm die Anführung des Rückzugs. Man hatte eine solche Idee von seinen Talenten, daß man ihn unter vielen alten Kriegern, die in der emigrirten Armee dienten, hervorzog. Er war damals noch nicht 28 Jahr alt.

Als endlich das Fort Penthievre eingenommen war, und die Verwirrung sich der Armee so bemeisterte, daß Jedermann aufs Einschiffen bedacht war, deckte Sombreuil mit der heldenmüthigsten Aufopferung, so lange es möglich war, die Einschiffung seiner Waffenbrüder, und dachte nicht an seine eigene Sicherheit, so lange noch Menschen zu retten waren. Dies geschah den 21. Julius 1795. Sombreuil stand mit seiner Division bei einer kleinen Mühle aufmarschirt, an die der Feind in drei Kolonnen gegen ihn anrückte. Zwei derselben zur rechten und linken zogen längs dem Meere, um ihn zu umringen; die mittlere Kolonne aber, die aus Grenadieren und Jägern bestand, avancirte gegen seine Fronte. Sombreuil befahl darauf, nach dem Fort Neuf zu marschiren, und sich daselbst zu sammeln. Als aber Sombreuil merkte, daß die beiden Seiten-Kolonnen so manövrirten, um ihn zu

umringen, näherte er sich dem Feinde, und gab ihm mit der Hand ein Zeichen. Die Kolonne blieb stehen. General Hoche, der sie kommandirte, that, in Begleitung zweier Offiziere seines Generalstabs, einige Schritte vorwärts. Sombreuil erhob seine Stimme: „Meine Leute, sagte er, sind entschlossen, unter den Ruinen des Forts zu sterben; wollen Sie sie aber wieder einschiffen lassen, so werden Sie französisches Blut schonen." General Hoche antwortete ihm: „das Einschiffen kann ich nicht gestatten; wollen sie aber die Waffen niederlegen, so sollen sie als Kriegsgefangene behandelt werden." —

„Sind die Emigrirten in dieser Kapitulazion eingeschlossen? fügte Sombreuil hinzu. — Ja, erwiederte der General Hoche, alles, was die Waffen niederlegen wird. — Nach vorläufiger Uebereinkunft über die Abfassung der Kapitulazion, fragte General Hoche nach Sombreuils Namen. Sobald er ihn gehört hatte, sagte er ihm: Was Sie betrift, mein Herr! Ihnen kann ich nichts versprechen. — Auch habe ich, erwiederte Sombreuil, nicht für mich kapituliren wollen; ich werde zufrieden sterben, wenn ich meine Waffenbrüder rette; ungern würde ich einen so unglücklichen Tag überleben." —

Die Gefangenen wurden unter Bedeckung nach Aurai geführt, und dort in eine Kirche

eingeschlossen. Sombreuil sprach hier die Nacht hindurch mit einem seiner Gefährten ununterbrochen von dem Unglücke dieses Tages. Sein Herz enthüllte sich ganz; er verheelte sich nicht das Schicksal, das ihn erwartete. Aber unempfänglich für die Furcht, klagte der stolze Jüngling nur darüber mit Lebhaftigkeit, daß er sich noch keinen Ruhm hätte erwerben können. Es schmerzte ihn tief, daß er gleich bei dem Eintritte in eine glänzende Laufbahn aufgehalten und gehindert worden, das Ziel zu erreichen. Diese Empfindungen mäßigten zuweilen zärtliche und rührende Erinnerungen. Er hatte sich den Armen einer Geliebten entrissen, ohne zu dem süssen Namen: Gatte, zu gelangen! —

Den 26. wurde Sombreuil mit 18 andern Gefangenen auf einem Karren gefesselt nach Vannes abgeführt. Den 29. erschien Sombreuil vor der Kommission. Nach der Angabe seines Namens, seines Alters, und der Zeit seiner Auswanderung, setzte er hinzu: „Ich habe als Royalist gelebt, und werde als solcher sterben. Bereit vor Gott zu erscheinen, schwöre ich, daß eine Kapitulazion geschlossen worden, in welcher das Versprechen enthalten war, die Emigrirten als Kriegsgefangene zu behandeln. Ich berufe mich auf Euer Zeugniß, Grenadiere! in eurer Gegenwart habe ich kapitulirt! — Ja das schwören wir, riefen diese.“ —

An dem nämlichen Tage wurden auch der Bischof von Dol und die andern Gefangenen verhört. Nach ihrer Verurtheilung brachten sie die Nacht in dem Thurme zu. — Am folgenden Morgen wurden sie von einem Detaschement des Pariser Bataillons nach dem Exekuzionsplatze geführt. Man band den Verurtheilten die Hände hinter den Rücken. Sombreuil sträubte sich gegen diese Erniedrigung; aber auf die Worte: Ihr König wurde auch gebunden — unterwarf er sich. Er ging an der Spitze der übrigen. Seine edle und stolze Miene contrastirte mit der Ruhe und der sanften Ergebung des Bischofs von Dol; jener war das Schlachtopfer der Ehre, dieser der Märtyrer des Glaubens; der eine verachtete das Leben, der andere wünschte den Tod. Die Einwohner von Vannes umringten sie mit thränenden Augen. Zärtliche und rührende Theilnehmung sprach für den jungen Helden; der ehrwürdige Priester erregte etwas Religiöses und Heiliges. So wie sie auf dem Exekuzionsplatze angekommen waren, wurden sie in eine Linie gestellt. Sombreuil weigerte sich, niederzuknieen. Der Bischof von Dol bat ihn, das Haupt zu enblössen. Beim Anblicke dieser heitern Stirn, auf welcher ein neues Leben glänzte, wurde das Volk von einem heiligen Schauer ergriffen; der Schmerz verstummte. Man überreichte Sombreuil eine

Binde. „Nein, sagte er, ich mag meinem Feinde gern ins Aug sehen.“ — Da die Soldaten auf ihn zielten, rief er ihnen zu: „Zielt mehr rechts, ihr würdet sonst fehlen.“ Kaum hatte der Held diese Worte gesagt, so fiel er unter mehrern Schüssen, die ihn trafen, nieder; und, o Unsterblichkeit seines Ruhms, bewahre die Heiligkeit der Geschichte auf!

Treilhard.

Die vielen revoluzionären Stürme, die seit der Gründung der Republik in Frankreich, diesem unglücklichen Lande gewüthet haben, sind bekannt und können hier nicht geschildert werden. Aber ein neues, noch verderblicheres Gewitter hat sich jetzt über Frankreich zusammengezogen und droht die gemißbrauchte Gewalt der Direktorial-Herrschaft zu vernichten. Direktor Treilhard war der erste, den der Donner traf; wir wollen daher diesen Mann näher kennen lernen.

Jean Baptist Treilhard ist zu Brigelan Gaillarde, einem Städtchen im Departemente der Correze, zwischen den Jahren 1740 bis 1750 gebohren. Da seine Eltern zu unbemittelt waren ihn studiren zu lassen, so nahm ihn ein Prokurator in die Lehre. Durch eine unermüdete Arbeitsamkeit, wozu er von seinem Pflegevater angehalten ward, kam er bald so weit, daß er nach Paris gehen und sich

unter die Zahl der Parlaments-Advokaten aufnehmen lassen konnte. Als Redner oder Rechtsverfechter that er sich in diesem zahlreichen Orden zwar nie besonders hervor, aber gute Kenntnisse, gesunde Urtheilskraft, Glück und günstige Verbindungen verschafften ihm einen gewissen Ruf und ein reiches Einkommen. Er ward nicht nur bei mehrern geistlichen Gemeinheiten, und bei reichbegüterten Herren beständiger Rathgebender Sachwalter, sondern gelangte auch noch zu der Stelle eines Inspecteur General des Domaines de la Couronne, und selbst, doch nicht ohne Gesuch, zu der Anwartschaft auf die Würde eines Conseiller de Monsieur, Comte de Provence.

In der ersten, Verfassungsgründenden Reichsversammlung hielt er sich eine Zeitlang unentschieden, wie er denn noch im September 1789 das königliche Verneinungs-Recht (Veto) eifrig vertheidigte. Beide Parteien buhlten deßwegen eine Zeitlang gewissermassen um ihn; ein Umstand, welchem er hauptsächlich seine Erhebung zu der vierzehntägigen Präsidentenwürde im Juni 1790 zu danken hatte. Er war Mitglied des Comité des Pensions, als der Bericht über das sogenannte rothe Buch erstattet wurde: worin er sich aber in der That auszeichnete, waren seine Vorträge, die er im Nahmen des geistlichen Ausschusses hielt. Seine Rede über die Grenzen der geist-

lichen und weltlichen Macht, ist eine der vorzüglichsten Arbeiten.

Sein jetzt erklärter Eifer für die erste neue Konstituzion verschaffte ihm die Ehre, unter diejenigen 60 Mitglieder gewählt zu werden, welche im September 1791 die Verfassungs-Urkunde Ludwig dem XVI. zur Annahme überreichten.

Ein Jahr darnach trat er in den National-Convent ein. Er ward als Kommissair nach Belgien geschickt, zur Vollziehung des Dekrets vom 15. December 1792, wodurch Cambon das reiche Belgien vorher rein ausplündern wollte, ehe es mit Frankreich vereinigt wurde. Brissot und Dümouriez warfen ihm vor, er habe absichtlich versäumet, die fünf Aufsätze, welche Letzterer zur Abstellung der verübten Gräuel, ihm als damaligen Präsidenten eingereicht hatte, dem Convent zu rechter Zeit vorzulegen. Seine Abstimmung in dem Prozesse König Ludwigs des XVI. war diese: „Wenn wir das Wohl der Republik erwägen, welches wir nie aus den Augen setzen dürfen, so ist, nach meinem Urtheile das weiseste, und der Politik angemessenste Mittel, daß wir erklären: Ludwig habe den Tod verdient, daß wir aber zugleich den Aufschub der Vollziehung beschliessen, damit die Nazion nach den Umständen und nach dem Wohl des Staats über seine Person ent-

scheiden kann. Ich stimme für den Tod mit Aufschub der Vollziehung.“ —

Die Gräßlichkeit der achtzehn monathlichen Schreckenszeit hatte auch auf Treilhard einen sichtbaren Einfluß. Im Rathe der 500, in welchen er nach Endigung des Nazional-Convents gewählt war, erscheint er in einem schönern Lichte: auch erhielt er, als er vom Loos getroffen, im May 1797, diesen Platz wieder verlassen mußte, ziemlich allgemein das Lob eines fleißigen Gesetzentwerfers, eines festen Republikaners und eines offenen Feindes aller Parteien. Präsident war er wiederholt, und seine Vorträge wurden nicht selten des Druckes würdig erklärt.

Schon im Januar 1796 ward ihm die Justizministerstelle angeboten: er schlug sie aus, wie auch nachher das General-Consulat in Neapel. Der Gesandschaftsposten, den er in Rastadt bekleidete war nicht der erste; er hatte schon vorher zu Lille im September 1797 mit Lord Malmesbury unterhandelt.

Am 15. May 1798 wurde er, statt des ausgetrettenen Francois von Neufchateau zum Direktor ernannt; er reisete daher am 19. von Rastadt nach Paris ab, und trat diese neue Würde den 22. an. Im Direktorio war er immer ein Anhänger Reubells, Merlins und Reveilleres, und da sich in der Folge deren Partei zu verringern anfieng, so

wurde schon früher über seine Direktorwahl im Rathe der 500 geäussert, daß sie nicht konstituzionsmäßig sey, indem nach derselben ein volles Jahr verflossen seyn muß, wenn man aus einem der beiden Räthe ausgetreten ist, um dann Direktor werden zu können; dagegen aber bei ihm noch vier Tage gefehlt hatten, indem er erst den 19. May 1797 aus dem Rathe der 500 ausgetreten war.

Als daher im May 1799 den Direktor Reubell das Austrittsloos aus dem Direktorium traf, auch die wiederholten Niederlagen in Italien bekannt wurden, so wurde der Rath der 500 kecker, da er mit dem despotischen Betragen des Direktoriums und seinen Verschwendungen schon längst unzufrieden war, und schickte am 4. Juni eine Bothschaft an das Direktorium über die Lage der Republik, u. s. w. Inzwischen wurde die Wahl Treilhards zum Direktor im Rathe der 500 am 16. Juni für konstituzionswidrig und nichtig erklärt; dann auf die von der Konstituzion vorgeschriebene Art zur Wiederbesetzung der dadurch ledig gewordenen Stelle im Direktorium geschritten, und an die Stelle des abgesetzten Treilhards der Exminister Gohier zum Direktor erwählt. Treilhard wohnt nun als Privatmann zu Paris.

Nach Dümouriezs freylich etwas keckem Pinselstrich soll Treilhard ungewandt und pe-

dantisch, hart und aufgeblasen seyn; seine jetzigen Bekannten hingegen finden ihn einfach, höflich und verbindlich. Sein Bildniß findet sich in einer zu Paris herausgekommenen Gemälde-Sammlung merkwürdiger Männer der französischen Revoluzion; sein Gesicht hat eben keine glücklichen Züge.

Taleyrand-Perigord.

Dieser bekannte Erzbischof und nun auch Exminister der auswärtigen Verhältnisse in Frankreich, hat während der französischen Revoluzion eine so bedeutende Rolle gespielt, daß jeder aufmerksame Beobachter unsers Epoche machenden Zeitalters schon lange gewunschen haben wird, ihn näher kennen zu lernen.

Karl Maximilian Taleyrand-Perigord stammt aus einer der ältesten und berühmtesten französischen Familien ab, und ist mit dem Bourbonischen Hause in weiblicher Abkunft verwandt. Unter der Monarchischen Regierung zog er sich durch sein Betragen eine solche Verachtung zu, daß er nur mit vielen Schwierigkeiten das Bisthum von Autun erhielt. Ludwig der Sechzehnte bezeigte den größten Widerwillen, ihm diese hohe Würde zu ertheilen, und wurde endlich nur durch das dringende Ansuchen des Grafen von Perigord da-

zu bewogen, der den Monarchen auf seinem Sterbebette hierum, als um den letzten Beweis der königlichen Gnade und des Zutrauens, bat.

Er wohnte der Versammlung der General-Stände bei, wo er besonders bei der niedern Geistlichkeit, wegen seiner Geburt, seiner Würde, seiner Thätigkeit, seinen ausgebreiteten Bekanntschaften und auch wegen seinen Talenten, in einem grossen Ansehen stand. Aber auch schon da zeigte er ein seinen Revoluzions-Grundsätzen ganz angemessenes Betragen. Man hat ihm oft Treulosigkeit vorgeworfen; aber Grausamkeit macht keineswegs einen Zug in seinem Charakter aus.

In der Eigenschaft eines revoluzionären Patriarchen ward er von der Pariser Munizipalität gewählt, bei dem berühmten Bundesfest, welches am 14. Julius 1790 auf dem Marsfelde begangen wurde, in Pontifikalibus zu erscheinen und dabei die Messe zu lesen. Als er hierauf zum Oberhaupt der neuen konstituzionellen Kirche in Frankreich erhoben wurde, weihete er die ersten Bischöfe, die sich selbst anboten, ein; aber verließ unmittelbar darauf die Kirche, indem er auf sein Bisthum Verzicht that. Gegen das Ende der konstituirenden Versammlung suchte er die Verfolgung, die man damals gegen die römischkatholischen Priester anstellte, zu hemmen; in-

dem er auf der Tribune bewies, daß sie nicht als Widerspenstige betrachtet werden können, indem nur diejenigen unter diese Beschreibung begriffen werden könnten, die ein Gesetz verletzten, das sie kennten, und zu dessen Beobachtung sie sich verpflichtet hätten.

Der Erbischof wurde nachher als einer der Administratoren des Departements von Paris angestellt; und setzte sich durch den Geist, den er, in Verbindung mit seinen Collegen, bei der gezwungenen und gewaltsamen Ausführung der konstituzionellen Gesetze zeigte, dem Unwillen und der Rache des bekannten Pethion, Maire von Paris, und der ganzen republikanischen Partei aus.

Seine fernere öffentliche Stelle war die Oberaufsicht über die, Chauvelin anvertraute, Gesandtschaft nach England, welcher in Betracht der Unerfahrenheit sehr tief unter den anerkannten Talenten des Taleyrand-Perigord stand. Als die republikanische Faction die Regierung unterdrückte, weigerte er sich standhaft, an der durch die Dirigenten dieser Partei angezettelten Verschwörung Antheil zu nehmen, deren Absicht dahin ging, auch in England eine Revoluzion zu bewirken, zu deren Beförderung damals Emissarien der Propaganda in dieses Reich geschickt worden waren. Dieß Betragen mißfiel sehr den neuen Dema-

gogen, deren Zutrauen er nachher vergebens, durch die Uebersendung eines geschriebenen Glaubensbekenntnisses seiner republikanischen Grundsätze nach Paris, wieder zu erlangen suchte. Er blieb daher in London, ließ sich aber mit mehrern Personen, deren revoluzionaire Denkungsart hinlänglich bekannt ist, in sehr genaue und vertraute Verbindungen ein. Seine Indiscretion verursachte einen Befehl, daß er sogleich England verlassen mußte. Er ging von da nach Amerika, kehrte später zurück und ließ sich in Altona nieder, wo er günstigere Zeitumstände abzuwarten beschloß, da er den Machthabern Frankreichs noch immer verdächtig war.

Als aber im Jahr 1795 die Nazionalversammlung die Rückkehr derjenigen Emigrirten decretirte, welche seit dem 2. und 3. September 1792 Frankreich verlassen hatten; so wendete sich Abbe Perigord an den Wohlfahrtsausschuß, um seine Zurückkehr nach Frankreich zu bewirken. Und als ihm diese bewilligt wurde, kam er gegen den Anfang des Jahrs 1796 wieder nach Paris zurück, worauf er Sekretär des Nazional-Instituts wurde. Hier zeichnete er sich durch mehrere politische Schriften aus, die er in dieser Versammlung vorlas.

Durch die Macht seines Gönners des Direktors Barras und die Unterstützung seines Freundes Sieyes hat Taleyrand-Perigord

die Stelle eines Ministers der auswärtigen Angelegenheiten erhalten, nachdem nemlich La Croix im Junius 1797 dimittirt wurde. — Taleyrand-Perigord soll diesem Posten mit vieler Kenntniß, vielem Eifer und mit grosser Thätigkeit vorgestanden haben; aber seit dem Sturze der drei Direktoren im Juni 1799 regnete es auch, so zu sagen, bloß Denunziazionen gegen ihn: er bat daher um Entlassung von seiner Stelle, sie wurde ihm aber erst auf sein wiederholtes Begehren am 21. Julius in einem sehr schmeichelhaften Schreiben bewilligt.

Barthelemy.

Johann Jakob Barthelemy ward den 20. Jäner 1716 zu Caßis in der ehemaligen Viguerie von Aix gebohren. Im vierten Jahre seines Lebens verlohr er seine Mutter Magdalene Rastil. Sein Vater Joseph Barthelemy erzog ihn und übte früh seine Empfindsamkeit. „Täglich — so schrieb er selbst — führte mich mein trostloser Vater an seiner Hand nach einem einsamen Orte; er ließ mich neben sich niedersetzen, zerfloß in Thränen und forderte mich auf, die zärtlichste der Mütter zu beweinen. Ich weinte mit ihm und erleichterte seinen Schmerz. Diese rührenden, eine lange Zeit hindurch wiederholten Szenen, machten einen tiefen Eindruck auf mein Herz.“ — Nichts schwächte diesen Eindruck und noch in den letzten Zeiten seines Lebens sprach er eben so darüber.

Die ersten Eindrücke der Seele erlöschen niemals, sie allein bereiten und sichern den

Erfolg der Erziehung. Die Erziehung dieses gefühlvollen Kindes gelang ohne Mühe, und entsprach bald den Hoffnungen, die man gefaßt hatte. Er kam auf das Collegium de l'Oratoire in Marseille, und machte dort unter der Aufsicht des geschickten Lehrers, Peter Raynaud, der hernach durch seine Beredsamkeit auf den Kanzeln der Hauptstadt berühmt wurde, schnelle Fortschritte. Er verließ es, um seinen philosophischen und theologischen Cursus zu machen, während dessen er sich sehr ernsthaft auf das Studium des Griechischen und der orientalischen Sprachen legte. Er ging aus dem Seminarium, wie er versicherte, von den Wahrheiten der Religion durchdrungen, aber ohne in sich einigen Beruf zum geistlichen Stande zu fühlen. Der junge Barthelemy hatte eine ausschließliche Neigung zum Studieren und einen bestimmten Geschmack für die Wissenschaften. Er konnte also nicht länger in der Provinz bleiben, wo es an Mitteln fehlte, und wohl Hindernisse, aber keine Aufmunterungen gab, wo die Ideen sich verengen und kleine Gegenstände unverhältnißmäßig groß erscheinen. Seine Blicke kehrten sich nach Paris. Er kam daselbst im Jahr 1744 an, und hatte das Glück, in dem gelehrten Boze einen sichern Führer und eifrigen Freund zu finden, bei welchem er sich einen Theil seiner numismatischen Kenntnisse erwarb.

Diese verschafften ihm im Jahr 1747 eine Stelle bei der Akademie der Innschriften und schönen Wissenschaften, und nach dem Tode seines Freundes, im Jahr 1753, die Aufsicht über das Medaillenkabinet. Von der Zeit an ward die Vermehrung dieser köstlichen Sammlung ein Gegenstand der Sorgfalt des thätigen Barthelemys. Es gelang ihm auch damit in einem so hohen Grade, daß die Anzahl der antiken Medaillen, durch die Herbeischaffung von mehr als zwanzigtausend, die auf sein dringendes Ansuchen bei den Ministern Ludwigs des XV. und XVI. aus verschiedenen Kabinetten gezogen wurden, verdoppelt ward. Einige seltene Medaillen verdankt man seinen besondern Nachforschungen auf seiner Reise in Italien im Jahr 1755. Dort vervollkommte er seinen Geschmack für das Studium der Alterthümer, zeigte sich seines heranwachsenden Ruhmes würdig und erwarb sich die Achtung der berühmtesten Männer jener Zeit.

Achtung und Ruf sind indessen nicht hinlänglich, uns glücklich zu machen; nur in den Armen der Freundschaft muß man die Sicherheit des Glücks suchen. Barthelemy fand das seinige in der Bekanntschaft mit der Gräfin von Stainville, nachmaligen Herzogin von Choiseul und ihrem Gemahle, dem damaligen französischen Gesandten in Rom. Vierzig

Jahre einer Verbindung, die so rein wie die Tugend selbst war, haben den Eindruck, den damals die seltenen und rührenden Tugenden dieser ehrwürdigen Freundinn auf ihn machten, nicht erlöschen oder auch nur schwächen können! Einige Monathe vor seinem Tode entwarf er noch dieses Bild von ihr. „Die Frau Gräfin von Stainville genoß, als sie kaum achtzehn Jahr alt war, die tiefe Verehrung, die man gemeiniglich nur einer lang geübten Tugend zugesteht. Alles an ihr flößte Interesse ein; ihr Alter, ihr Gesicht, die Schwäche ihrer Gesundheit, die Lebhaftigkeit, die ihre Worte und Handlungen beseelten, das Verlangen zu gefallen, das ihr so leicht zu befriedigen wurde, und dessen Gelingen sie einem Gemahl verdankte, der ein würdiger Gegenstand ihrer Zärtlichkeit und Verehrung war; ein hoher Grad von Empfindsamkeit, der sie in anderer Glücke oder Unglücke glücklich oder unglücklich machte; endlich eine Reinheit der Seele, die ihr das Böse nicht zu ahnen erlaubte u. s. w."

Niemand vergaß in der Zeit des Glücks seine Freunde weniger, als der Herzog von Choiseul; als er daher ins Ministerium gerufen wurde, und eben ein grosses Vertrauen genoß, kam er dem getreuen Barthelemy entgegen, und überhäufte ihn mit Wohlthaten, ohne jemals, wie dieser gern zu wiederholen pflegte, ein Gesuch darum zu erwarten; er

erhielt für ihn im Jahr 1765 Pensionen aus der Benefiz- und Journalkasse, die grosse Schatzmeisterstelle bei der Kirche St. Martin zu Tours, die eine reine Einahme von 7000 Livres gewährte, und endlich im Jahr 1768 ernannte er ihn zum Generalsekretair bei den Schweizer-Truppen, welche Stelle 20,000 Livres Renten einbrachte.

Ein solcher Glücksstand verblendete ihn aber nicht, er beeiferte sich nur, ihn mit andern Gelehrten, die er liebte, und deren Bedürfnisse ihm bekannt waren, zu theilen. Etlichemal schlug er Anerbietungen aus, damit man sie andern gäbe, und öfters noch entblößte er sich selbst zum Vortheile anderer. Der dritte Theil seiner Einkünfte wurde auf diese Weise aufgeopfert, oder vielmehr, indem dieser in andere Hände überging, hörte er nicht auf, für ihn ein Gegenstand des Genusses zu seyn. — Er erzog drei seiner Neffen, unterstützte den übrigen Theil seiner zahlreichen Familie und kam den Unglücklichen zu Hülfe, besonders wenn sie ihm einen entschiedenen Geschmack für die Wissenschaften zu haben schienen. Dieß war in seinen Augen eine wichtige Empfehlung; selbst Fremde empfanden die Wirkungen davon. Aber die Wohlthätigkeit und die Großmuth haben ihre Geheimnisse, in welche die Freundschaft eingeweiht seyn kann, ohne das Recht zu haben, sie zu entschleiern.

Wir gehen daher zu dem wichtigen Werke über, das die Litteratur seinem Fleiß zu verdanken hat, ich meine die Reisen des jungen Anacharsis durch Griechenland.

Weit entfernt, jenen Autoren nachzuahmen, an welchen unser Jahrhundert so reich ist, die es nicht der Mühe werth achten, sich erst zu unterrichten, ehe sie schreiben, wendete Barthelemy dreißig Jahre an, die Materialien zu seinem Werke zu sammeln. Mehr als zwanzigtausend Citationen waren die Grundlage, worauf er baute. Sie sind mit der größten Genauigkeit jeder Seite beigefügt, entfernen jeden Gedanken an Dichtung, den die Gestalt des Werks erzeugen könnte, und geben ein leichtes Mittel zur Bewahrheitung an die Hand. Diese Citationen sind nicht, wie es wohl oft geschieht, aus Compilazionen oder Inhaltsverzeichnissen, sondern bei einer überdachten Lesung griechischer und lateinischer Autoren zusammengetragen. Mehrere Artikel sind selbst vortrefliche Zergliederungen der Politik des Aristoteles, von welchen der Verfasser versichert, daß sie ihm ein Jahr Arbeit gekostet haben. Er besprach sich über den Sinn dunkler Stellen mit den größten Kennern der alten Sprachen; er versammelte oft seine Freunde, um ihnen verschiedene Stücke vorzulegen; und befragte dann jeden besonders, seinem Fache gemäß, was er von solchen Stellen, die da

hinein schlugen, dachte. Er trug die Schwierigkeiten und Zweifel mit Deutlichkeit und guter Art vor. In der Untersuchung ward er oft warm und fast jederzeit gingen Lichtstrahlen daraus hervor.

Obgleich seit zehn Jahren alle diese Berathschlagungen zu seinem Vortheile ausschlugen, und man sie gemeiniglich damit beschlossen hatte, ihn zur öffentlichen Bekanntmachung dieser Frucht so langer Arbeit aufzufordern, so wollte er doch vorher den Geschmack des Publikums erforschen. Dem zu Folge erlaubte er seinen Freunden, einige Fragmente seines Werks drucken zu lassen; das erste betraf die Musik, das andere die delischen Feste. Ungeachtet des Beifalls, den beide fanden, würde er sich, ohne den Tod des Herzogs von Choiseul noch nicht enschlossen haben, das Ganze ans Licht zu bringen. In dieser Crisis mußte aber sein Verstand durch eine starke Zerstreuung seinem Herzen zu Hülfe kommen, und nichts war fähiger, diese wohlthätige Wirkung hervorzubringen, als die Bekanntmachung der Reise des jungen Anacharsis.

So bald Barthelemy den Entschluß gefaßt hatte, arbeitete er gleich an der Durchsicht des Manuscripts. Er wurde mehrere Lücken gewahr, die er nicht anstand, auszufüllen, und alle neue Artikel, als die von Pindar, Aristipp, u. a. tragen wahrscheinlich

nicht die Spur von der Hand eines siebenzigjährigen Greises. Er machte nicht bloß Aenderungen und wesentliche Zusätze, er hatte auch den Muth, vieles wegzuschneiden; ein Opfer, das der Jugend so viel kostet und das sich das Alter selten erlaubt. Seine eben so thätige als aufgeklärte Eigenliebe, die ihn über Alter und Schwächlichkeiten siegen ließ, flößte ihm unangenehme Besorgnisse ein. Kaum war der erste Band abgedruckt, als er ihn schon wieder unterdrücken wollte. Man mußte ihm die übrigen gewissermassen entreissen; er schlief ausser seinem Hause und verbarg sich bei seinen Freunden, um den Druckern die Abschrift nicht weiter zu liefern. Endlich ward nach drei Jahren der Druck beendigt, den ein anderer gewiß betrieben und in einigen Monaten hätte vollenden lassen.

Der Beifall des Publikums machte den Besorgnissen seiner Eigenliebe, die durch die Umstände wohl mit Recht beunruhigt wurde, bald ein Ende. Welchen Erfolg konnte man damals von einem Werke erwarten, welches größtentheils in dem ruhigen Wohnsitze von Chanteloup bearbeitet, seit dreißig Jahren durchdacht und selbst ohne einen Gedanken an die französische Revoluzion beendigt worden war? Nichts destoweniger war der Erfolg ganz vollkommen, und übertraf weit die Erwartungen des Autors. Er selbst lebte noch lange

genug, um drei Auflagen von den Reisen des jungen Anacharsis und die Uebersetzungen, die man sich beeiferte, in den vornehmsten Sprachen davon zu machen, zu sehen. Alle sind voll von Lobeserhebungen über dieses Werk, man enthält sich hier, sie anzuführen, sie sind zu bekannt. Noch weniger wird man sie zu würdigen suchen; dieses Recht kömmt der Nachwelt zu, die sie durch ihr unwiderrufliches Urtheil bestätigen oder berichtigen wird.

Barthelemy wurde auch an die Stelle des geschickten Grammatikers Beauze in die französische Akademie der schönen Wissenschaften aufgenommen. Seit diesem Augenblicke war der Ruhm dieser Gesellschaft immer sein vornehmster Gedanke, und das Glück ihrer Mitglieder der heisseste seiner Wünsche. Er war eben ihr Decan geworden, als sie mit einer nahen Auflösung bedrohet wurde. Sein Benehmen und seine Worte zeigten genugsam den lebhaften Schmerz, den er dabei empfand. In den letzten Sitzungen, zu welchen sich noch einige wenige seiner Mitbrüder einfanden, empfing man ihn mit Freude; man drängte sich traurig um ihn herum, und bewog ihn zu präsidiren; dann hörte man ihn mit der Achtung und Ehrerbietung, die das Alter und das Verdienst nicht immer erhalten. Vielleicht sind die Menschen in gemeinsamen Widerwärtigkeiten gerechter, oder für den Neid weniger empfäng-

lich. Was man mit Angst vorhergesehen hatte, traf bald ein; die Akademien, die seit langer Zeit die widrigen Ideen von alten Corporationen darboten, wurden den 8. August 1793 auf Heinrich Gregoir's Bericht durch ein Dekret aufgehoben.

Wenn in einem Sturme die Bäume, die von einer alten Eiche beschattet wurden, ausgerissen und herum zerstreuet werden, bleibt diese einsam und fast entwurzelt stehen. Dies war das Schicksal Barthelemy's nach der Aufhebung der Akademie. Die Revoluzion, die ihm 25,000 Livres Renten genommen und auf das nothdürftigste Einkommen heruntergebracht hatte, setzte ihn auch noch mancher Gefahr aus. In der abscheulichen Crisis, in welcher ein bekanntes Verdienst der Beweggrund zum Verdachte und endlich zum Todesurtheile wurde, hatte er alles von seinem Rufe zu fürchten; indessen rettete ihn derselbe Ruf. Von einem niedrigen Verleumder mit mehrern Mitgliedern von der Akademie angeklagt, ward er den 2. September 1793, nach dem Gefängnisse der Magdalenetten gebracht; die Gefangenen die sich daselbst befanden und seine Ankunft vernahmen, kamen alle herunter und empfingen ihn an der Treppe mit einer achtungsvollen Rührung. In dieser Zwischenzeit machten Danton und Courtois, von seiner Gefangennehmung unterrichtet, den Si-

cherheitsausschuß über den Befehl erröthen, den man ihm entwandt hatte, und der Verhaftsbefehl ward sogleich widerrufen. Barthelemy erhielt also seine Freiheit sechszehn Stunden nach ihrem Verluste wieder. Die Freude, die er darüber empfand, war kurz, jeden Tag empfing sein Herz neue Wunden. Niemand vermochte mehr Balsam in sie zu giessen; jene Freundin, deren Anblick allein ihn tröstete, wurde in ein Gefangenhaus eingesperrt. Wenigstens verließ sie es doch nicht, um das Blutgerüst zu besteigen, wie Bailly, Lepelletier de Rosambo, Boutin, Lefebüre, d'Ormeson, Lamoignon de Malesherbes u. s. w. diese unglücklichen Schlachtopfer der Tyrannei, mit denen er durch alte enge Bande verbunden war.

Damals ging eine merkliche Aenderung in seinem Innern vor. Seine Liebe zum Ruhme schien geschwächt, und er kümmerte sich weniger um die Zukunft, für die er bis dahin gelebt hatte. Das Verlangen, zu gefallen, welches vielleicht seine herrschende Leidenschaft war, ward stumpfer und sein Charakter verspannt. Er ward mit Unwillen gegen das menschliche Geschlecht erfüllt, das er mit Benennungen überhäufte, welche die Misantropie einflößte, die an ihm unglücklicher Weise so leicht zu entschuldigen ist. In solchen Anfällen böser Lau-

ne

ne sagte er, die Revoluzion sey nicht recht benannt worden, man müsse sie Revelazion nennen.

Die Handlung dieser Iliade von Uebeln, die ihn so sehr betrübten, ließ zwar etwas nach; aber sie hatte ihn schon zu sehr erschüttert. Die Last des schwächlichen Alters drückte mit jedem Tage schwerer auf ihn. Häufige Zufälle hatten seit einiger Zeit den Mangel an Consistenz in seinem Blute angezeigt; die Last der Existenz ward ihm immer unerträglicher, die Lebensquellen waren versiegt. Nach einer kurzen Unpäßlichkeit hauchte er am 30. April 1795 sein Leben in den Armen eines Neffen aus, dem er stets Vater war, und der ihn mit kindlicher Liebe pflegte. Eine Stunde vor seinem Tode ließ er sich den Horaz bringen, und nachdem er die vierte Epistel des ersten Buchs mit Aufmerksamkeit gelesen hatte, forderte er Daciers Uebersetzung dieses Dichters, ohne Zweifel, um darinnen einige Anmerkungen zu Rathe zu ziehen. Kaum war ihm aber das Buch aus der Hand geglitten, als er in eine leichte Agonie fiel, die seine Laufbahn ruhig endigte, und von seinen Freunden schied, deren mehrere ihn in den letzten Augenblicken nicht verlassen hatten.

Die Ritterin d'Eon.

Von welcher Wichtigkeit der Einfluß einiger begünstigten Damen in den Gang der Dinge auf dem politischen und religiösen Schauplatze in diesem und dem vorigen Jahrhunderte, besonders unter den Regierungen Ludwigs XIV. und XV. gewesen sey, ist jedem, auch demjenigen, der die Geschichte der neuern Zeit nur oberflächlich kennt, bekannt. Von Frauenzimmern dieser Art aber kann da, wo es um Aufsuchung und Würdigung hervorstechender Talente zu thun ist, nicht die Rede seyn. Denn wenn wir hier in einer verschmizten Favoritinn einzig und allein die niedere Seele einer Buhlerinn, eines stolzen, ehr- und rachsüchtigen Weibes finden, das sich seines Einflusses auf einen Monarchen zum grossen Nachtheile vieler Tausende bedient; so ist es ganz etwas anders, ein Mädchen zu sehn, das in den heter ogenen Verhältnissen seines Lebens immer dem Charakter des Biedern, Klugen,

Hellsehenden, Vorsichtigen, Tapfern und Ehrliebenden treu bleibt, und alles was es ist, durch sich selbst ist. Schon dieser Umstand würde uns keinen Augenblick im Zweifel lassen, ob der Ritterin d'Eon in dieser Sammlung ein Platz gebühre, wenn ihr auch nicht schon wegen der Sonderbarkeit ihrer Schicksale und wegen des Aufsehens, das sie in der blühenden Periode ihres Lebens in ganz Europa machte, und wegen ihrer wichtigen Unternehmungen eine Stelle neben den berühmtesten Personen ihres Geschlechts gehörte.

Charlotte, Genevieve, Louise, Auguste, Andree, Timothee d'Eon du Beaumont, Doktor des Civil- und Kanonischen Rechts, Advokat beim Pariser Parlement, Generalcensor der schönen Wissenschaften und der Geschichte in Paris, Dragoner-Capitain und hernach Generaladjutant des Marschalls, Grafen von Broglio, Ritter des königlichen französischen Militairordens vom heiligen Ludwig, Gesandtschaftssekretair bei dem Marquis de l'Hospital, bevollmächtigtem Minister am Rußischen Hofe, Gesandtschaftssekretair beim Herzog von Nivernois, französischem Ambassadeur am englischen Hofe, und hernach bevollmächtigtem Minister daselbst, ist den 5. Oktober 1728 zu Tonnere in Bourgogne gebohren. Ihre Familie wird in dem genealogischen Dictionaire des de Bois

du Chesnaye als uralt und vornehm angeführt.

Nach einer Reihe von Vorfahren, welche mehrentheils als Offiziere gedient hatten, wurden ihr Großvater und Vater hinter einander Unter-Intendanten der Generalität von Paris. Ihre Mutter, Franziska du Charenton, war die Tochter des Herrn du Charenton, Stallmeisters und Oberkriegskommissairs bei der französischen Armee in Spanien und Italien. Schon in ihrem zarten Kindesalter wurde sie von ihren Eltern in Knabenkleider gesteckt. Die wahrscheinliche Ursache dieses sonderbaren Verfahrens, sagt ein neuerer Schriftsteller, war folgende:

Madame d'Eon, ihre Mutter, hatte einen alten Bruder, der unverheiratet, und dabei sehr reich war. Dieser hatte beschlossen, sein ganzes Vermögen einem Kinde seiner Schwester zu hinterlassen, welches aber, wenn es erbfähig seyn wollte, durchaus ein Knabe seyn sollte. Madame d'Eon hatte eine Tochter, als sie sich von neuem schwanger befand, sehnte sie sich nach der Geburt eines Sohnes und gebahr abermals eine Tochter. Diese fehlgeschlagene Hoffnung war desto schmerzlicher für sie, da sie schon in einem Alter war, wo sie schwerlich auf mehrere Kinder rechnen durfte, dazu kam, daß die schwächliche Gesundheit ihres Gemahls seinen baldigen Tod besorgen

ließ, welcher auch wirklich bald darauf erfolgte. Sie bedachte sich also nicht lange, und kleidete das neugebohrne Mädchen als Knaben, gab es von Stunde an öffentlich dafür aus, und ließ es auch so erziehen, damit es in dieser Metamorphose den reichen Onkel beerben könnte, welches auch geschah. Im sechsten Jahre ihres Alters schickte man sie zu einer alten Tante nach Paris, in deren Hause sie einen ihrem vorgeblichen Geschlechte angemessenen Unterricht erhielt.

Im vierzehnten Jahre besuchte sie das Kollegium Mazarin, und zeichnete sich hier sowohl wegen ihrer Fortschritte in den Wissenschaften, als wegen ihres anständigen Betragens ganz vorzüglich aus. Nachdem sie sich in dieser wissenschaftlichen Pflanzschule hinlängliche Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben hatte, legte sie sich auf die Reit- und Fechtkunst, welche letztere nachher immer eine ihrer Lieblingsbeschäftigungen blieb. Darauf ward sie Doktor des Civil- und Kanonischen Rechts, und Parlaments-Advokat zu Paris. Sie hatte dabei keineswegs die Absicht, sich professionsmäßig der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, sondern sie kündigte sich dadurch nur als einen Kandidaten politischer und Finanzämter an, zu denen damals in Frankreich, ohne jene Formalitäten, Niemand gelangen konnte.

Indessen liebte sie die Wissenschaften, nach wie vor, und fand noch Zeit genug, manche kleine Stücke vermischten Inhalts, als: eine Lobrede auf Marie d'Este, Herzogin von Penthievre, und eine andere auf den Grafen d'Ons en Bray, Präsidenten der Akademie der Wissenschaften zu Paris, beide lateinisch, heraus zu geben.

Der Prinz von Conti, ein grosser Gönner ihrer Familie, der ihr Geschlecht kannte, brachte sie 1755 an den Hof Ludwig XV. Er entdeckte dem König ihr Geschlecht, der aber über diesen sonderbaren Umstand hinwegsah, um sich ihrer Dienste in einer Angelegenheit zu bedienen, die ihm sehr an Herzen lag, nämlich in seiner Aussöhnung mit dem Russischen Hofe. Mademoiselle d'Eon brachte diese schwere Unternehmung als Frauenzimmer, und ohne einen öffentlichen Charakter, glücklich zu Stande. Sie ging nämlich als Vorleserin der Kaiserin Elisabeth nach Petersburg. Es versteht sich, daß sie diese Maske nur so lange trug, bis sie die Kaiserin gewonnen hatte, und dazu bedurfte es bei einem Mädchen von ihren Talenten kein volles Jahr. Im folgenden Jahr 1756 wurde sie daher abermals mit dem Chevalier Douglas, als Mann, mit einem offenen Creditiv dahin geschickt. Beide wußten durch ihre nachdrücklichen und klugen Verhandlungen die rußische Kaiserin da-

hin zu vermögen, daß diese ein Heer von 80,000 Mann, von welchem man behauptet, es sey anfangs für Preussen bestimmt gewesen, mit dem französischen und österreichischen Heere gegen Preussen verband. — Ob übrigens Elisabeth unsere Heldin ein Jahr später wieder erkannte, oder nicht erkennen wollte, davon schweigt mein Gewährsmann.

Auch ihre Rückreise von Petersburg in eben dem Jahre war nicht geschäftlos. Sie hatte den Auftrag, dem Wiener-Hof einen Plan der rußischen Feldzüge vorzulegen. Sie befand sich gerade in Wien, als die Nachricht von der merkwürdigen Schlacht bei Prag einlief. Hier schickte ihr der Graf von Broglio Depeschen an den französischen Hof zu. Mit diesen Depeschen und dem Traktat zwischen Rußland und Frankreich setzte sich Mademoiselle d'Eon auf eine Extrapost, um ihre Reise desto geschwinder zu beendigen; allein, sie hatte kaum 15 Meilen zurückgelegt, als sie in dem gefährlichen Gebirge von Melk in Niederösterreich, 250 kleine französische Meilen von Paris, mit ihrem Wagen mitten in der Nacht umgeworfen wurde, und ein Bein, nahe am Knöchel zerbrach. Allein ihr Diensteifer überwog den heftigen Schmerz, und sie konnte kaum die Zeit zum Verbande abwarten, um ihre Reise fortzusetzen. Sechs und dreißig Stunden kam sie noch früher zu

Versailles an, als ein Kourier des Wiener Hofes, überlieferte ihre Papiere dem Sekretair des auswärtigen Departements, ohne aus dem Wagen zu treten, und bezog alsdann eine Wohnung, die ihr Ludwig XV. anweisen ließ, der ihr auch einen seiner Wundärzte zuschickte. — Ihre Kur dauerte drei Monate. Der König ernannte sie darauf zum Dragonerlieutenant und schickte sie zum drittenmale als Gesandtschaftssekretair mit dem Marquis de l'Hospital nach Petersburg.

Nach ihrer Zurückkunft, im Jahr 1759 erhielt sie, ihrem sehnlichen Wunsche gemäß, die Erlaubniß, den deutschen Feldzug und zwar als Hauptmann bei den Dragonern und Volontairs der Armee, und als Generaladjutant des Marschalls, Grafen von Broglio, mitzumachen. Sie ward bald darauf in einem Scharmützel zweimal verwundet. Bei Osterwick griff sie, an der Spitze von 80 Dragonern und 40 Hussaren, ein preußisches Freybataillon an, schlug es gänzlich in die Flucht, und nahm den Kommandeur gefangen. Ueberhaupt zeichnete sie sich auf ihrem militärischen Posten eben so vortheihaft aus, als in ihren politischen Aemtern.

Im Jahr 1762 bestimmte ihr Souverain sie zum Gesandten nach Rußland an die Stelle des Baron von Breteuil; aber der Tod Peters des Dritten veranlaßte eine Verände-

rung im politischen Systeme des Petersburger Hofes, und machte die Sache rückgängig. — Sie wurde also im September dieses Jahrs als Gesandtschaftssekretair des Herzogs von Nivernois nach England geschickt, um den Frieden von 1763 zu schliessen. Ihre Geschicklichkeit bei dieser Verhandlung machte sie bei dem Könige von England sehr beliebt, und er wünschte, ganz gegen die gewöhnliche Hofsitte in ähnlichen Fällen, daß sie die Ratifikazion des Friedenstraktats zwischen seinem und dem Versailler Hofe nach Frankreich brächte. Ihr eigener Souverain beehrte sie zum Beweise seiner Zufriedenheit mit dem Orden des heil. Ludwig. In der That hätte sich ohne die Klugheit unserer d'Eon die ganze, für zwei Nazionen so wichtige Unterhandlung wahrscheinlich zerschlagen.

Ludwig XV. hatte ihr von Zeit zu Zeit Jahrgelder von verschiedenem Betrage auszahlen lassen. Eine Pension von 12000 Livres wurde ihr auch nach Ludwigs XV. Tode von seinem Nachfolger ausgezahlt, aber mit dem ausdrücklichen Befehle, ihr wahres Geschlecht nicht länger zu verläugnen, und mit der Bedingung, daß sie wieder Damenkleider anlegen sollte, wodurch also ihr männliches Geschlecht seit dem Jahre 1774 aufhörte.

Seit dem Frieden von 1763 hielt sich Mademoiselle d'Eon meistens in London auf,

wo sie sich wegen ihres schnellen Witzes, ihrer ausgebreiteten Kenntnisse, Offenherzigkeit und Freimüthigkeit, sehr viele Freunde erwarb. — Auch wendete sie im Jahre 1778 und 1779 bei ihrem langen Aufenthalte in Versailles alles an, was nur in ihren Kräften stand, um den Grafen von Vergennes von der Theilnahme an dem amerikanischen Kriege abzuhalten. Sie erbot sich, darzuthun, daß die Gründe dafür, wie sie im französischen Manifeste aufgeführt wären, weder auf philosophischen noch auf politischen Prinzipien beruheten, und — wie wahr, wie richtig urtheilte das einsichtsvolle Frauenzimmer! — daß sich der französische Hof dadurch selbst eine Ruthe gebunden hätte, wenn es seinem eigenen Volke einmal einfallen sollte, auch frei zu werden. So sagte d'Eon als Prophetin zehn Jahre vorher, was in unserm Zeitalter auf eine, für das unglückliche Frankreich höchst schreckliche Weise, in Erfüllung gegangen ist.

Doch die triftigsten und unumstößlichsten Gründe fanden jetzt kein Gehör, und Mademoiselle d'Eon ging wieder nach London zurück, wo sie immer eine würdigere Aufnahme gefunden hatte, als in ihrem Vaterlande. Sie lebte daselbst ohne alles Geräusch, und, wie es scheint, blos für Wissenschaften, und für ihre vertrautesten Freunde. Im Jahre 1791 entschloß sie sich England zu

verlassen, zeigte aber auch damals die ganze Redlichkeit, welche alle ihre Schritte in ihrem ganzen thatenvollen Leben bezeichneten, indem sie darauf bedacht war, durch den Verkauf ihrer sehenswürdigen und ausgesuchten Sammlung von Handschriften und Büchern einige Schuldforderungen zu berichtigen, die keineswegs Wirkungen ihrer Schuld oder Unbesonnenheit waren. Um von der Wahrheit des letztern überzeugt zu werden, darf man nur den Umstand erfahren, daß ihr Souverain, um sie in den Stand zu setzen, einige während ihrer Gesandtschaft kontrahirte Schulden zu bezahlen, einen Agenten mit ansehnlichen Geldsummen für sie nach England geschickt hatte. Dieser ließ die Zahlung durch einen englischen Lord besorgen. Allein nicht lange nachher starb derselbe, und Mademoiselle d'Eon gerieth mit seinen Erben wegen der Depositengelder in einen langwierigen Prozeß.

Es ist mir nicht eigentlich bekannt, wie dieser Verkauf ausgefallen ist. Ueberhaupt scheint unsere d'Eon sich seitdem ziemlich von dem öffentlichen Schauplatze zurückgezogen zu haben; denn die Nachricht, daß sie sich vor einigen Jahren erboten habe, ein Korps Truppen zum Dienste Frankreichs anzuwerben, hat sich wenigstens nicht durch den Erfolg bestätigt. Vielleicht hat die unglückliche Wendung, welche die französische Revoluzion in ihrem Fort-

gange genommen hat, keinen so vortheilhaften Eindruck auf den Verstand und das Herz der scharfsichtigen Ritterin gemacht, daß sie es für zuträglich hielt oder für ehrenvoll sollte gehalten haben, einen, ihren Talenten angemessenen, thätigen Antheil an den traurigen Begebenheiten ihres zerrütteten und in allen seinen Theilen erschütterten Vaterlandes zu nehmen.

Die neuesten Berichte aus England melden, daß sie itzt ihr Leben, von ihr selbst beschrieben, auf Pränumerazion zu London herausgeben wolle.

Washington.

Unter die merkwürdigsten historischen Begebenheiten, die in unserm Zeitalter vorgefallen sind, und an welchen wir, in ganz Europa, seit geraumer Zeit her, allgemein und ununterbrochen Interesse genommen haben, kann auch füglich die Revoluzion in Nord-Amerika gezählt werden. Ich glaube daher meinen Lesern einen wesentlichen Dienst zu erweisen, wenn ich Ihnen hier etwas aus der Privatgeschichte des größten amerikanischen Kriegers und Staatsmannes erzähle.

Die Voreltern des jetzigen General en Chef der gesammten amerikanischen Landmacht, George Washingtons, stammen aus England, namentlich aus Cave in Yorkshire, her, von wo sie, zur Zeit der Revoluzion, nach Amerika auswanderten, und sich in Virginien niederliessen. Sein Vater, Augustin Washington, war in dieser Provinz ein Mann von grossem Ansehen und Besitzer weitläuftiger Län-

dereien, und Er selbst, dessen dritter Sohn, aus einer zweiten Ehe, am 22. Febr. 1733 gebohren.

Er ward, nach Art aller reichen jungen Leute in Amerika, in seines Vaters Hause unter der Aufsicht eines Hofmeisters erzogen, und legte sich, fast mit Ausschliessung aller andern Kenntnisse, auf die lateinische Sprache, auf Geschichte und Mathematik. Letztere ward sein Lieblingsstudium, und brachte ihm das in Amerika mehr Ansehen als Einkommen verschaffende Amt eines bestellten Landmessers, ingleichen, wegen des Einflusses, den die Mathematik auf die Kriegswissenschaft hat, zugleich unter der dortigen Landmilliz die Stelle eines Majors und Generaladjutanten zuwege. In dieser Qualität ward er schon im 20. Jahr seines Alters, 1753, aus Virginien nach dem Ohio geschickt, um dem dort kommandirenden französischen Offizier Mr. de St. Piere, wegen einiger von seinen Untergebenen verübten Feindseligkeiten, Vorstellungen zu thun, und zugleich die dort wohnenden sogenannten sechs Nazionen amerikanischer Wilden zu fernerer unverbrüchlicher Freundschaft gegen England zu bewegen. Um diesen mißlichen Auftrag auszurichten, mußte er unter andern eine grosse Wüste durchwandern; doch, diese so wenig als alle übrige Schwierigkeiten konnten ihn abschrecken. Zu Ende Octobers begab

er sich, von 15 bewährten Leuten begleitet, auf den Weg, und richtete seinen Auftrag mit so viel Klugheit, Eifer und Glück aus, daß ihm, bei seiner Rückkunft nach Virginien, diese Provinz eine öffentliche Danksagung abstatten ließ. Das Journal von dieser Reise und von seinen Unterhandlungen, welches durch den Druck bekannt gemacht wurde, zeigt ihn, schon im Jünglingsalter, reif an Kenntniß, Vorsicht, Ueberlegung und Beurtheilungskraft.

Bald nachher, als in Amerika, vor Ausbruch des Krieges zwischen England und Frankreich, schon allerhand Feindseligkeiten vorfielen, errichtete die Provinz Virginien ein Regiment Landmiliz von 400 Mann und machte den Major Washington zum Obersten und Chef desselben. Mit diesem Regiment schlug er, im März 1754 ein starkes Detaschement Franzosen und Indianer bei Redstone, und machte eine Anzahl Gefangene, darunter der damals berühmte Parteigänger de la Force war. Von diesem erfuhr er, daß das französische Hauptkorps am Ohio ungefähr eintausend Mann regulärer Truppen und etliche hundert Indianer stark sey. Dieser Uebermacht ohnerachtet drang er mit seinem Regiment weiter vor, verschanzte sich in einer guten Stellung, und nannte das, daselbst in der Eil errichtete Fort, Receßity. In demselben erwartete er Succurs von Virginien und Neujork, allein

vergebens. Im Julius griffen die Franzosen, 1200 Mann stark, unter dem Herrn de Villiers, dieses Fort an; sein Regiment war, durch das vorhergegangene Gefecht und durch die Beschwerden des Marsches, bis auf dreihundert Mann geschmolzen; dennoch wehrte er sich mit diesen einige Stunden lang so tapfer, und tödtete von den Angreifenden so viele, daß diese ihm eine Kapitulazion antrugen und einen freien Abzug gestatteten. Im Winter dieses Jahrs leistete er seiner Provinz als Ingenieur gute Dienste, indem unter seiner Aufsicht die Forts Cumberland und London gebauet wurden.

Im folgenden Sommer des Jahrs 1755, da die Kriegsoperazionen gegen die Franzosen ernsthafter wurden, ward der Oberste Washington zum Adjutanten des englischen Generals Braddek ernannt, dessen Armee von beinahe dreitausend Mann, durch das Innere des Landes nach dem französischen Fort du Quesne, jetzt Fort Pitt, marschiren sollte. Allein diese Expedizion lief, durch die Schuld des englischen Generals, sehr unglücklich ab. Nunmehr übernahm der Oberste Washington aufs neue das Kommando der Landmiliz, verstärkte dieselbe, wagte mehrere kleine Unternehmungen gegen die Franzosen, und bewies sich

bei jeder Gelegenheit als einen Offizier von grossen Fähigkeiten und vielem persönlichen Muth.

Im Jahr 1759 legte er sein Kommando nieder, und fing an seinem Vaterlande als Staatsmann zu dienen. Er ward nemlich zum Deputirten auf den Landtag gewählt, und zeichnete sich, wie ehemals als Krieger, so auch jetzt als Senator aus. In demselben Jahr heirathete er seine jetzige Gemahlin, eine junge Wittwe, Namens Custis, die ihm, ausser einem schönen Wittwensitz in Virginien, ein baares Vermögen von zwanzigtausend Pfund Sterling zubrachte.

Beim Ausbruch der letzten Irrungen zwischen England und den Kolonien, ward er zu einem der vier Deputirten ernannt, welche die Provinz Virginien zum General-Congreß nach Philadelphia schickte. Als endlich diese Irrungen in einen offenbaren Krieg ausarteten, und die bereits vorhandene Armee der Amerikaner einen Anführer erforderte, ward er, damals Oberst und Mitglied des Congresses, von dieser Versammlung am 15. Jun. 1775, einmüthig zum General en Chef der gesammten amerikanischen Landmacht erwählt, und diese Wahl ihm, Tages darauf, feierlich bekannt gemacht. Er dankte dem Congreß in einer kurzen Rede für dieses ehrenvolle Zutrauen, versprach, daß er zu Rechtfertigung

desselben, sein Aeusserstes thun wolle, daß er sich aber wohl bewußt sey, nicht alle zu einem so wichtigen Posten erforderlichen Fähigkeiten zu besitzen; dies Bekenntniß müsse ihn bei jedem unglücklichen und der Erwartung des Congresses entgegengesetzten Vorfalle schützen. Zuletzt verbat er noch allen förmlichen Gehalt, nur Vaterlands- und Freiheitsliebe, sagte er, vermöchten ihn, diesen Posten anzunehmen; gewinnen wolle er durch denselben nicht, die blosse Erstattung seiner dabei zu verwendenden Kosten sey alles, was er von seinem Vaterlande erwarte, und über den Betrag derselben werde er genaue und gewissenhafte Rechnung führen.

Im Julius traf er im Lager der amerikanischen Armee, bei Cambridge in Neuengland ein, und was er seitdem an der Spitze derselben ausgerichtet hat, seine Fähigkeiten als General, sein persönlicher Muth, seine Standhaftigkeit bei den mißlichsten Umständen, sein ausnehmend weltkluges Betragen gegen den Congreß, gegen die feindlichen Generale, gegen die französischen Hülfstruppen, — das alles ist unserm, so wie seinem Welttheile zu gleich grosser Bewunderung genugsam bekannt, und verdient, um nach Würde erwogen zu werden, ein eigenes Werk und einen eigenen Biographen.

Nach Endigung des Kriegs und anerkannter Unabhängigkeit der englischen Colonien in Nord-Amerika, im Jahre 1783, ließ der Congreß seine Armee auseinander gehen, und der grosse Washington kehrte in den Privatstand zurück. Im Jahr 1789 versammelte sich nach einer neuentworfenen Konstituzion, der neue Congreß zum erstenmal, und Washington war sein erster Präsident. Amerika hat seit dieser Zeit seine Menschen-Menge, und seinen Wohlstand ungemein vermehrt, ohne von widrigen Begebenheiten ausser den Kriegen mit den Wilden und den noch immer fortdaurenden Irrungen mit den Franzosen unterbrochen worden zu seyn. — Im Jahre 1797 legte Washington die Präsidentenstelle nieder; im Februar desselben Jahrs wurde dann sein Freund John Adams zu diesem Posten erwählt, und trat selben auch am 4. März an.

Washington ist groß, gut gewachsen, und von starkem Gliederbau. Er hat ein längliches Gesicht, ist pockennarbig und von der Sonne verbrannt, von männlichem unternehmenden Ansehen, welches durch lebhafte blaue Augen und dunkelbraunes Haar vortheilhaft unterstützt wird. Man erkennt ihn, gleich auf den ersten Blick, für einen denkenden, bedachtsamen und entschlossenen Mann. Er

hat einen vortreflichen Anstand; alles, was er thut und sagt, geschieht mit einer gleichsam angebohrnen Würde, die jedoch gehörigen Ortes, mit der erforderlichen Herablassung verbunden ist. Weder witzig, noch von vorzüglich schnellem Verstande, hat er desto mehr Bedachtsamkeit und Beurtheilungskraft, ist unermüdet thätig, äusserst aufmerksam, bis zur Strenge gerecht, und ein wahrer Vater seiner Untergebenen; ein treuer und edelmüthiger Freund; im Privatleben von untadelhaftem Charakter, ein praktischer Philosoph.

Durch den Tod seiner beyden ältern Stiefbrüder, die ohne Erben verstorben sind, ist er zum Besitz so weitläuftiger Ländereien gelangt, daß er für einen der größten Landeigenthümer in Amerika gehalten wird. Ausser den durch Erbtheil ihm zugefallenen, hat er auch durch seine Gemahlin welche bekommen, ingleichen nicht wenig dazu gekauft, wozu er schon ehemals, als Landmesser, besonders gute Gelegenheit hatte, indem er den Offizieren und andern Personen, denen der Hof zu Belohnung ihrer Dienste Land schenkte, denen aber baar Geld lieber war, das Ihrige gemeiniglich um guten Preis abkaufte.

Ueberhaupt ist er einer der beßten, ja ein wirklich passionirter Landwirth; jeden Augenblick, den er ehemals, als Offizier, als Sekretär und als Präsident, seinem Dienste ent-

ziehen konnte, hat er der Landwirthschaft gewidmet, und seine Güter in ganz musterhaften Stand gesetzt. Unter diesen ist sein väterlicher Sitz, Mount Vernon, am Flusse Potomak, ohngefähr anderthalb deutsche Meilen jenseits Alexandria gelegen, das ansehnlichste und schönste. Zusammengenommen werden sie, nach dortigem Werth der Ländereien, auf hundert und sechzigtausend Pfund Sterling geschätzt. —

Bei diesen Umständen, und bei seiner ausnehmenden Liebe zum Landleben und zum Landbau, ist es kein Wunder, daß er jetzt, am Ende seiner so dornenvollen und so glücklich zurückgelegten Laufbahn, nach dem friedlichen Schatten und zum stillen Genuß des Privatlebens zurückeilte. — Er hat mit seiner Gemahlin keine Kinder, ausser einer Stieftochter, die sie ihm zugebracht, und von welcher, wenn er sie überlebt, ihm ausser dem Vermögen der Mutter noch zehntausend Pfund Sterling besonders zufallen. —

Von seiner eigenen Familie sind noch drei jüngere Brüder, Samuel, Johann und Carl Washington, sämmtlich reiche Landeigenthümer in Virginien, ingleichen eine Schwester vorhanden, die an den Obersten Fielding Levis verheirathet ist.

Kosciusko.

Unstreitig gehört dieser Mann zu den unternehmendsten, kühnsten, und denkwürdigsten Männern unsers Jahrhunderts. Er hat in dem polnischen Insurrekzionskriege eine so grosse Rolle gespielt, daß es hier nicht am unrechten Orte seyn wird, etwas von dem Leben und Charakter dieses Mannes zu sagen. Aber alle theilnehmenden Empfindungen des Menschenfreundes werden gewaltsam erschüttert bei der Betrachtung des unbeschreiblichen Elends, welches auch dieser Kriegsheld über die Gegenden seines Vaterlandes brachte. Mit Schaudern sieht er nach dem unglücklichen Polen hin, wo viele tausend Familien an den Bettelstab gebracht, und ihrer besten Stützen beraubt sind; wo die Felder auf viele Meilen weit unangebauet und wüste liegen; wo Städte, Dörfer und Schlösser in Schutt liegen; wo der Hunger Tausende weggerafft und das Schwerdt

des Kriegs über 80,000 Menschen dahingestreckt hat!

Menschheit traure über die Erschlagenen, beseufze das Elend einer grossen Nazion; bebe aber zurück vor dem Gedanken an bürgerliche Unruhen; fleuch den Wahn der Thoren, die Raserey der Unmenschen, welche in Staatsumwälzungen, in Staatserschütterungen, statt Menschenglück zu befördern, ihr und ihrer Mitmenschen Verderben herbeiführen; und suche vielmehr im Schoosse stillen Friedens, stiller Genügsamkeit und in der Ausübung frommer Pflicht die Glückseligkeit deines Erdenlebens. —

Als Polen im Jahr 1793 durch Rußland und Preussen den schönsten Theil seiner ihm übrig gebliebenen Provinzen verlor, nachdem Rußland im Jahr 1792 die neue unter Preussens Beförderung errichtete Konstituzion verworfen, und Polen mit Truppen überzogen hatte, und auch Preussen im Jahr 1793 Truppen einrücken ließ, um sich in dem vorhabenden Kriege gegen die Franzosen den Rücken auf der Seite eines Landes zu decken, wo Fakzionen und Aufwiegler so viele Gefahren bereiteten, und der Reichstag zu Grodno sogar in diesen Verlust einwilligen mußte, war es voraus zu sehen, daß der Ausbruch der schon seit einigen Jahren von mehrern Polen

vorbereiteten Revoluzion nicht fern mehr seyn werde. Indessen war alles noch in tiefes Schweigen gehüllt, bis im Jahr 1794 das Projekt der Redukzion der Polnischen Nazionaltruppen bis auf 16,000 Mann ankam, vermöge dessen ein grosser Theil der Polnischen Armee die Waffen niederlegen, oder Rußische Dienste nehmen sollte. Dieser Schritt von Seiten Rußlands war den Polen zu empfindlich, und machte, besonders als man die Redukzion beschleunigen wollte, daß die beschlossene Revoluzion, zu deren Haupt man Kosciusko gewählt hatte, ausbrach.

Madalinski brach zuerst los; er sammelte einen Haufen, mit welchem er in Süd-Preussen einfiel, und die Salzvorräthe und königlichen Kassen plünderte. Schnell mußte jetzt Kosciusko, der sich größtentheils in Leipzig aufhielt, herbei eilen, am 23. May rückte er in Krakau ein, und hielt hier am folgenden Morgen eine Anrede an die Bürgerschaft, worin er sie zur willigen Aufnahme seiner Soldaten, und zur kräftigen Mitwirkung nachdrucksvoll ermahnte. Er begab sich, von dem Jauchzen des Volks begleitet, nach dem Rathhause, wo ihn eine zahlreiche Versammlung des Adels, der von nah und fern angekommen war, empfing, und ihn zum Generalissimus der zusammengezogenen Insurrekzions-Armee ernannte und beeidigte. Alsdann ließ er sich von seinen

Truppen Treue schwören, versicherte sich der öffentlichen Kassen, schrieb patriotische Beiträge, Naturallieferungen und Rekruten aus, und forderte die in Polen und Lithauen vertheilte Armee sowohl, als sämmtliche Einwohner, durch zwei nachdrückliche Manifeste zur vorgeblichen Rettung des Vaterlands auf.

Als sich Madalinski, Manget und andere Offiziere mit ihm vereinigt hatten, und sein Haufen bis zu 9000 Mann regulärer Truppen und mehrern tausend Bauern angewachsen war, rückte er am 1. April gegen das bei dem Dorfe Roslavice, 4 Meilen von Krakau unter dem General Denisov stehende rußische Korps von 6000 Mann an. Es entstand ein hartnäckiger, blutiger Kampf. Mit aller Kraft fochten die Russen; mit wildem Geschrey und noch nie gesehener Wuth die Polen, bis endlich Kosciusko Abends um 8 Uhr als Sieger mit einer Beute von 11 Kanonen die Wahlstatt behauptete, wo 1500 Russen todt lagen.

Von dem Jubel der Einwohner empfangen, kehrte nun Kosciusko nach Krakau zurück, wo seine Gegenwart desto nöthiger war, da von Schlesien her ein preußisches Korps sich näherte, und das geschlagene Rußische sich mit neuen Truppen verstärkte. Er setzte Krakau in Vertheidigungsstand, ließ Kanonen giessen, und verschanzte sein Lager bei Pramnik. In

kurzer Zeit war sein Heer bis auf 27,000 Mann angewachsen, und um es noch mehr zu verstärken, ließ er durch eine Kommission bekannt machen, daß jede Stadt und jedes Dorf des Krakauerbezirks den fünften Mann mit Gewehr, Patronen, Piken oder Axt ausgerüstet, stellen, daß die männlichen Einwohner aller Städte von 18 bis 40 Jahren sich bewaffnen, und alle Bürger von 18 bis 28 Jahren auf den ersten Wink marsch= und streitfertig seyn sollten.

Auf die Nachricht von der Niederlage des Generals Denisov schickte ihm der Baron Igelström seine ganze Reuterey zu Hülfe, behielt selbst in dem durchaus unruhigen Warschau nur 6000 Mann, durch die er sich hinreichend gedeckt glaubte, und rechnete dabei im Nothfalle auf die schleunige Hülfe des preußischen Korps, das nahe bei Warschau unter dem General Wolki stand. Diese Rechnung war unrichtig. Die Warschauer liessen sich nicht schrecken, die Gefahr stieg, und ehe Wolki kam, war das Unglück geschehen. Am 17. April, am Charfreitage, bald nach Mitternacht, brach die bis jetzt noch immer zurückgehaltene Wuth in lautes Toben aus, alles polnische Militär zog sich zusammen, in Zeit von einer Stunde waren von Warschaus Einwohnern 20,000 Mann zum Streit gerüstet; nach 4 Uhr begann der Kampf, um 6 Uhr hob das Würgen an, in

kurzer Zeit erfüllte Schlachtgetümmel und Kanonendonner alle Strassen der Residenz; mit einer Verzweiflung, der nichts gleicht, als die Gefahr worin sie schweben, fechten die Russen, aber mit unbegränzter Wuth fallen die an Zahl vielfach überlegenen Polen über die sich mit jeder Minute verringernden Feinde her, und nach einem 36 stündigen Würgen mußte sich der von den Preussen nicht unterstützte Igelström mit seinem, kaum aus mehrentheils mit Blut und Wunden überhäuften, 900 Mann bestehenden Ueberreste zur Stadt hinausziehen; 3000 Russen lagen todt auf den Strassen, in den Häusern und Höfen, und 2000 waren gefangen, von denen viele noch nachher in der allgemeinen Wuth niedergemacht wurden.

Ein Kourier ging mit dieser Siegesnachricht zu Kosciusko, dessen Armee inzwischen ansehnlich verstärkt worden war, und mit welcher er sich anschickte, einem preußischen Korps unter dem General Favrat, und den rußischen Heeren die Spitze zu bieten, welche sich aufmachten, um mit Polnischem Blute die Manen der gefallnen Brüder zu versöhnen.

Mittlerweile war man auch auf die bürgerliche Organisazion von Polen bedacht. Kosciusko setzte ein oberstes Nazionalconseil ein, erhielt ein schmeichelhaftes Schreiben vom Könige; aber plötzlich verbreitete sich in Warschau

die Nachricht von seiner Niederlage bei Seelze und der Einnahme Krakaus durch die Preussen.

Der König von Preussen war nämlich am 3. Junius mit seinen Prinzen im Lager bei Vola, 4 Meilen von Kosciuskos Stellung, angekommen, und ließ ein Manifest vor sich her ergehen, wodurch die in Diensten der polnischen Insurrekzion befindlichen preußischen Vasallen und Unterthanen zurückberufen wurden. Kosciusko ging den anrückenden Preussen und Russen mit ungefähr 30,000 Mann seiner besten Truppen entgegen und am 6. Junius, in der Mittagsstunde, begann beim Dorfe Sprotowa, welches die Polen besetzt hatten, die Schlacht. Umsonst trotzte Kosciusko an der Spitze seiner Truppen den Gefahren, sein linker Flügel wurde geworfen, umsonst stand der unerschrockene Feldherr fest zwischen den Leichen der Erschlagenen; nach einem fünfstündigen Kampfe mußte er den Rückzug seines um etwa 1500 Mann verringerten Heeres anordnen. Sein Entschluß war bald gefaßt, er eilte, die Hauptstadt und mit ihr sein Vaterland zu retten. Krakau war stark verschanzt, und mit 6000 Mann besetzt; aber kaum hatte er Czersk erreicht, als sich diese Stadt am 15. Junius an die Preussen ergab und eines seiner Korps bei Chelm geschlagen wurde.

In Warschau waren schon vor diesen für die Insurgenten traurigen Begebenheiten die

Feldherren Ozarowsky und Zabiello nebst dem Bischofe Kozakowsky und dem Grafen Ankwiz Opfer der Volkswuth geworden, und jetzt, da alles mit Mißmuth erfüllt war, traf auch dies Loos einige bekannte Anhänger der russischen Partei. Sobald aber Kosciusko den Auflauf vernahm, schickte er einige Truppen nach Warschau, ließ die Rädelsführer gefangen setzen und forderte die Einwohner von Warschau ernstlich auf, solche empörende Ausschweifungen zu vermeiden. Nachher wurden 7 von den Aufrührern gehenkt, und 5 zur schweren Gefängnißstrafe und nach derselben Ablauf zur Landesverweisung verurtheilt.

Auf seinem Zuge nach Warschau wollte man dem Kosciusko von Seiten der Alliirten gern den Vorsprung abgewinnen, um ihn von Warschau abzuschneiden; die Vorposten waren im beständigen Handgemenge, aber die Polen setzten ihren Marsch, obgleich alle Mittel der Kriegskunst zur Vereitlung ihrer Absicht aufgeboten wurden, fort, und am 10. Julius kamen sie vor Warschau an. Unter dem Jubel des Volks besetzte Kosciusko die neuen Werke und seine langersehnte Gegenwart belebte den Muth und weckte die Hoffnung wieder.

Die ganze Haupt-Armee der Konföderirten stand in vier verschanzten Lägern, zwölf Batterien hielten den anrückenden Feind in Respekt, und jenseits der Weichsel war die

Vorstadt Prag durch starke Verschanzungen gesichert. Die Feinde gestanden selbst, daß Kosciusko und seine Freunde in dieser Stellung alles vereinigt hätten, was nur anordnendes Talent erfinden, Kriegserfahrenheit vollführen, und ausharrende Thätigkeit behaupten kann. Diese Entdeckung war für sie desto unangenehmer, da sie, von der Erwartung getäuscht, Kosciusko würde sich bald ergeben, oder über die Weichsel retiriren, wenig schweres Geschütz mitgebracht hatten. Und selbst, als dieses angekommen war, blieben die Polen standhaft. Der König von Preussen schrieb nun eigenhändig an Stanislaus und verlangte die Uebergabe Warschaus; aber die unter dem 3. August erfolgte Antwort, fiel so aus, wie sie ein bedrängter gutmüthiger König, dem selbst die Hände gebunden waren, geben mußte: sie zeigte auf das Heer unter Kosciusko hin.

Als endlich mit Ausgang des Augusts neue Regimenter mit einem starken Artilleriezuge im preußischen Lager ankamen, so hörte die seit einigen Wochen geherrschte Unthätigkeit auf: ein Theil der polnischen Verschanzungen, welche Kosciusko's Flanke dekten, wurden nicht nur forciret, sondern die Polen an mehrern Orten stets zurückgeschlagen, und zu gleicher Zeit wurde Madalinski, als er die

Narew passiren wollte, vom Schönfeldischen Korps geschlagen.

Aber ein Ungewitter zog sich jetzt gegen die Alliirten zusammen, welches dem geängstigten Warschau und seinen Vertheidigern auf einmal herrliche Aussichten eröffnete, und sie mit neuen Hoffnungen beseelte. In Südpreussen brach die lang verborgene Flamme der Empörung aus und drohete, über die Fluren Ost- und Westpreussens sich zu wälzen und an den Fuß der Gebürge Schlesiens zu schlagen. Die Aufrührer stürzten plötzlich aus allen Winkeln hervor, bemächtigten sich der Städte Posen, Gnesen, Brzesk, Wlocaweck, Niessawa, Sierardien, Lissa, u. a. Allenthalben, wohin sie kommen, vermehren sie ihre Haufen, mit dem Einrücken eines jeden neuen Regiments greift das Feuer der Empörung weiter um sich, je hitziger Szekuli, den man von der Rheinarmee abrief, angreift, desto hartnäckiger wird das Gefecht, desto zweideutiger ist der Sieg.

Die Zufuhr zur Belagerungsarmee wird unterbrochen, die Getreidemagazine werden zerstört oder weggeführt, und die Kühnheit dieser neuen Insurgenten entschied für dasmal das Schicksal Warschaus. Die Belagerung mußte am 6. September aufgehoben werden, worauf die Preussen ihren bedrohten Provinzen zu Hülfe zogen, die Russen aber unterhalb

Warschau über die Weichsel nach Litthauen gingen.

Kosciusko schickte jetzt die Generale Madalinski und Dombrowski mit 12,000 Mann nach Süd- und Westpreussen, blieb aber selbst mit der Hauptarmee in den Verschanzungen, die er ausbessern und verstärken ließ, und beschloß hier die Russen, die darauf gerechnet hatten, daß er den Preussen folgen und also ihnen einen leichten Einmarsch in Warschau machen sollte, zu erwarten.

Während indessen Kosciusko mit dem Nazionalrathe unaufhörlich an der Vertheidigung gegen neue Gefahren und an der Organisazion des emporstrebenden Staats arbeitete, brach der von allen gefürchtete Orkan in Norden los. Die Fahnen der Konföderirten wurden vom Niemen zurückgedrängt, noch gewaltsamer wütet der Sturm über den Bug herein und reißt bei Brzesk alles in seinen Wirbeln fort. Souworow, der unwiderstehliche Russe, mit Buxhöwden vereinigt, greift den 17. September die 15,000 Mann starke Armee unter Sirakowski an, die unweit Brzesk in einer sehr festen Stellung stand. Mit dem Bajonnet eröffneten die Russen die Blutszene, zehnmal schlugen die Polen ihre wütenden Angriffe ab, aber sie stürzen immer wieder herein, ein grausendes Würgen beginnt, und nach achtstün-

digem Kampfe — siegt Souworow. Schnell wie sein eilender Marsch folgen einander seine Siege; auch am 19. behauptete er das Leichenfeld und 10,000 der geübtesten Truppen der Konföderazion mit 28 Kanonen waren dahin. Sierakowski eilte mit dem Reste nach Warschau zu, und Schrecken und Bestürzung ging vor ihm her.

Jetzt mußte Kosciusko seinen Plan aufgeben, und selbst dem Sieger von Ismael entgegen gehen, um seine Vereinigung mit den übrigen russischen Korps zu hintertreiben. Er marschirte mit 20,000 Mann über die Weichsel, redete seine Waffenbrüder an und sagte, ob sie ihm treu bleiben, und siegen oder sterben wollten? forderte die Wankenden, die Verzagten auf, die Waffen niederzulegen und ruhig nach Hause zu gehen; und als alle fest in ihrer Reihe stehen blieben, und alle mit einem Munde riefen: Mit dir, General, wollen wir kämpfen bis zum Tode! ging Kosciusko voll Zuversicht und guten Muths nunmehr den Russen entgegen; — aber das Ende seiner Laufbahn war näher, als er es glaubte und sein Volk wünschte. — Zwölf Meilen von Warschau, bei Matschiewicz, traf er auf den russischen General Fersen, eine blutige, schreckliche Schlacht begann; wüthender und verheerender, als je eine zwischen Russen und Po-

len geliefert war. Mit einer Erbitterung, die ihres gleichen nicht hatte, stürmten die Russen auf das polnische Heer los, und mit einer Verzweiflung, die allen Schrecken und Gefahren Troz bot, warfen die polnischen Kämpfer ihre Feinde zweimal über den Haufen. Der Sieg wankte; noch einmal und desto fürchterlicher rasen die Bajonnette und Säbel der nordischen Krieger in Kosciusko's Heerhaufen, und Polens Ende — war da.

Als Kosciusko in dieser Schlacht die Flucht seiner Reiterei gewahr wurde, so eilte er ihr nach, um sie wieder zu sich zu bringen, und von neuem gegen den Feind zu führen. Bei dieser Gelegenheit hatte er das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen, indem er über einen Graben sezte. In dem Augenblick sprengten Kosaken heran, die ihm mit ihren Piken verschiedene Wunden beibrachten. Ein Kosak fing sogleich an, den unglücklichen Kosciusko zu berauben. Er zog ihm seine Kleider aus, nahm ihm zwei brillantene Ringe von den Fingern, und war eben damit beschäftigt, ihm noch einen dritten zu rauben, auf dem sich eine Antike mit einer Freiheitsmütze befand.

Der Feldherr, der auf diesen Ring wahrscheinlich einen grossen Werth sezte, bemühte sich, auch selbst in dem Zustande des halben Nichtbewußtseyns, dem Kosaken den Ring dadurch streitig zu machen, daß er den Finger

krümmte, indem dieser sich Mühe gab, sich seiner Beute zu bemächtigen. Dieß fiel dem Kosaken auf. Er fragte ihn, ob er nicht Kosciusko wäre; als er keine Antwort erhielt, so ward er in seiner Vermuthung bestärkt. Er wiederholte also seine Frage mit Zudringlichkeit und erhielt endlich mit schwacher Stimme die Antwort: „Ich bins! — Wasser!“ — Der Kosak tränkte ihn sogleich aus seiner Feldflasche, zog ihm die bereits geraubten Kleider wieder an, und hielt die übrigen Kosaken von ihm ab, indem er ihnen sagte, wer ihr Gefangener sey. Sie legten hierauf den ohnmächtigen Feldherrn auf ihre Picken, und trugen ihn nach dem Schlosse, wo ihn die russischen Offiziere in Empfang nahmen, und selbst in die Stube trugen. Sogleich wurden Wundärzte herbeigeholt, die ihm seine Wunden verbanden. Erst am folgenden Tage kam er wieder zu sich selbst, und jetzt erfuhr er seine Gefangenschaft, und die gänzliche Niederlage seines Heeres.

War aber gleich noch nicht die ganze Macht der Polen hierdurch zertrümmert, so konnte doch kein, auch noch so muthiger Widerstand, den Siegeslauf der Russen aufhalten. — Am 27. Oktober erlag von neuem ein Korps unter ihren Schlägen am Bugflusse, und der schrecklichste aller Bluttage für Polen

war der 6. November, da Souworow die in den festen Linien der Vorstadt Prag stehende letzte Armee von 26,000 Mann überwältigte, und bis auf etwa 4000 Mann aufrieb. Am 9. zog dieser noch nie besiegte Heerführer mit seinen Unüberwindlichen in Warschau selbst ein; die noch übrigen kleinen Haufen der Insurgenten mußten sich nun von selbst zum Ziele legen, und so folgte auf das Ende der polnischen Revoluzion auch das der Republik Polen selbst.

Kosciusko ward mit seinen Unglücksgefährten nach Petersburg abgeführt; wo er zwar als ein Staatsgefangener festgehalten, aber doch mit Achtung behandelt wurde. Nach dem Tode der Kaiserin Katharina gab Paul der Erste ihm gegen das Ehrenwort, nicht wider die Russen zu dienen, in eigener Person die Freiheit wieder, und schenkte ihm eine Pension von 6000 Rubel, nebst 12,000 Rubel Reisegeld, um sich nach Amerika begeben zu können; wohin er auch im Juni 1797 die Reise antrat. Von da ist er jedoch im folgenden Jahre nach Frankreich zurückgekommen, wo er sich aber jetzt befindet, ist unbekannt.

Thaddäus Kosciusko ward in der kleinen Litthauischen Stadt Bresz gebohren: das Jahr und der Tag seiner Geburt ist bis jetzt noch nicht bekannt geworden. Sein Vater war ein armer Edelmann, und konnte auf seine Erziehung nur wenig wenden. Es glück-

te ihm indessen, daß er unter die Zöglinge der Ritterschule in Warschau aufgenommen wurde, wo er Gelegenheit genug fand, seine ihm von der Natur verliehenen herrlichen Talente zu entwickeln, und sich in allen seinem Stande gemässen Wissenschaften zu unterrichten.

Hier lernte ihn der Fürst Adam Czartorinsky kennen, und diese Bekanntschaft legte den Grund zu seinem künftigen so ausgebreiteten Ruhme. Dieser Fürst setzte seinen bekannten grossen Patriotismus unter andern auch darein, daß er von Zeit zu Zeit junge Polen, die Kopf und Talente verriethen, nach Paris schickte, und sie dort auf seine Kosten in der Artillerie- und Ingenieurkunst von den französischen Meistern unterrichten ließ. Der Fürst glaubte, an dem jungen Kosciusko viele natürliche Anlagen zu bemerken, und schickte ihn daher nach Paris, um ihn in den militärischen Wissenschaften unterrichten zu lassen, und ihn zu einem brauchbaren Mann für das Vaterland zu bilden.

Kosciusko befand sich in Paris um die Zeit des amerikanischen Krieges. Seine Bekanntschaft mit verschiedenen angesehenen Franzosen, als mit einem La Fayette, Bouille, und anderen, die nach Amerika abgingen, um die Sache der Insurgenten gegen die Engländer zu verfechten, war die Veranlassung, daß

er den Entschluß faßte, sich mit ihnen einzuschiffen, und dem Feldzuge als ein Freiwilliger beizuwohnen.

Dieß war die Hauptperiode seines Lebens. Hier entwickelten sich seine militärischen Talente in einem sehr hohen Grade, indem ihm das Glück die schönsten Gelegenheiten darbot, sich in allen Arten der praktischen Kriegskunst zu üben, und das in der Anwendung auf die Probe zu stellen, was er in der Theorie gelernt hatte. Seine ausgezeichneten Fähigkeiten machten ihn in Amerika bald berühmt. Er soll bei mehrern Gelegenheiten mit viel Kenntniß und Muth zu Werke gegangen seyn; und in der Belagerung von Ninety-Six läßt ihm der amerikanische Geschichtschreiber vieles Lob wiederfahren. Daher ihn auch der grosse Washington ehrte und schätzte, und ihm zu Ehren soll sogar ein Ort, an dem er einen glänzenden Triumph erhielt, den Namen der Polnischen Stadt erhalten haben. So viel ist gewiß, daß er, nachdem die Amerikaner ihre Unabhängigkeit erstritten hatten, sich in jenem Welttheile wohnhaft nieder ließ, daß ihn die Amerikaner aus Dankbarkeit mit dem amerikanischen Bürgerrechte und dem Cincinnatusorden beehrten, und daß ihm eine lebenslängliche Pension festgesetzt wurde, die ihm Hamburger Kaufleute auch da noch immer aus-

zahlten, als er bereits in sein Vaterland zurückgekehrt war.

In dem ersten Feldzuge gegen die Russen unter Kochowsky, im Jahr 1792, ist er nach Uebereinstimmung aller Polen und Russen der einzige gewesen, der den letztern noch einigen Widerstand geleistet hat; und die Akzion bei Dubensko, wo der rußische Oberst Palmbach blieb, ist, nach Aussage der rußischen Offiziere selbst, sehr zu seinem Ruhme. Er hielt sich daselbst mit ungefähr 4000 Mann gegen 16,000 Russen sechs Stunden auf seinem Posten, den zu befestigen er nur 24 Stunden Zeit gehabt hatte, und zog sich, nachdem er den Russen ausserordentlich Schaden zugefügt hatten, ohne grossen Verlust von seiner Seite zurück, indem er nur 6 Kanonen verlohr. Es war daher natürlich, daß in der Folge die Revoluzionärs diesen Feuerkopf zu ihrem Anführer wählten, der auch überdieß durch seinen Enthusiasmus und durch die Einfachheit seiner Sitten mächtig auf die Gemüther wirkte.

Nach dem Reichstage zu Grodno verließ er Polen mit Verachtung gegen die damals herrschende Partei, und gieng nach Sachsen, wo er sich bald in Leipzig, bald in Dresden und an andern Orten aufhielt. In wie fern er von hier aus zu der darauf erfolgten Insurrekzion in Polen gewirkt habe, ist im Pub-

likum nie recht bekannt geworden. Das aber ist bekannt, daß er unmittelbar vorher noch in Dresden war, ehe er gegen das Ende des März 1794 mit einem Male, wie wir bereits gesehen haben, in Krakau auftrat, und sich als den neuen Wiederhersteller der polnischen Nazionalfreiheit ankündigte. Schade, daß dieser treffliche Kriegsheld sich mit keiner bessern Sache befaßt hatte!

Zieten.

Daß der preussische Staat, durch bewundernswürdige Thaten vaterlandsliebender Männer, und durch die allbelebende Kraft eines grossen geistvollen Regenten, mit einer fast beispiellosen Geschwindigkeit, sich aus seiner unbedeutenden Lage zu einer so glänzenden Höhe hinaufschwang, daß er auch in den blutigsten Kriegen den mächtigsten Reichen in Europa die Wage hielt, ist nicht blos ein Gegenstand staunender Bewunderung für die jetzige Welt, sondern diese zauberähnliche Erhöhung wird es auch noch für die künftige seyn, wenn sie dieselbe in den Jahrbüchern der Geschichte bemerkt.

Allein eine so ausserordentliche Veränderung eines ganzen Volks war ohne die ausserordentlichsten Thaten einzelner Bürger desselben unmöglich. Einer der berühmtesten unter ihnen, der das rühmliche Tagwerk eines grossen Mannes unter Sorgen, und Last, und den blutigsten Kämpfen vollendet hat, und der Ver-

gessenheit am meisten entrissen zu werden verdient, war der königl. preussische General der Kavallerie, Hans Joachim von Zieten.

Er wurde am 18. May 1699 in der Grafschaft Ruppin, auf seinem väterlichen Landgute Wustrau, sieben Meilen von Berlin, gebohren. In seinem väterlichen Hause genoß unser Zieten weder Erziehung, noch eigentlichen Unterricht; vielmehr war er in den Jahren, wo die Jugend seines Standes in unsern Tagen schon jede Art von Unterweisung und Bildung erhält, ganz sich selbst überlassen. Wenn das auf der einen Seite ein Unglück für ihn war, so war es auf der andern vielleicht ein Glück, daß seine herrlichen Natur- und Charakteranlagen durch keine übelangewendete Kunst verstimmt und verschroben wurden.

Die Natur hatte ihn mit einem lebhaften Gefühle für Recht und Unrecht, und mit einem gewissen kühnen Trotze gegen das letztere ausgestattet. Schon in seiner frühesten Jugend war er in dieser Beziehung auf alles, was um ihn her geschah, äusserst aufmerksam, und nichts entging seiner Beobachtung und Beurtheilung. Dahin gehörten denn vorzüglich die harten Begegnungen, welche seine rechtschaffenen Eltern von ihren Nachbarn erfuhren. Diese machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er schon als Knabe Schmerz und

Unwillen darüber empfand, und, ohne ein Wort zu sagen, fest bei sich beschloß, diesen Ungerechtigkeiten künftig Einhalt zu thun. Auch als ihm seine Eltern in seinem dreizehnten Jahre einen Erzieher gaben, der, ohne ihr Wissen, einen unmoralischen Lebenswandel führte, verlohr dieser dadurch bei seinem viel achtsamern Zöglinge auf der Stelle alles Ansehen. Als der Lehrer den Schüler einst thätlich strafen wollte, widersetzte sich dieser, stieß seinen Aufseher mit Verachtung von sich, und entdeckte seinen Eltern ohne Rückhalt, was für einem schlechten Mann sie ihn anvertrauet hätten. Eine genaue Untersuchung bestätigte die Wahrheit seiner Angaben, und der Lehrer wurde sogleich entlassen.

In seinem vierzehnten Jahre verließ der junge Zieten Wustrau, um unter dem damaligen Könige, Friedrich Wilhelm dem Ersten, in Kriegsdienste zu treten. Er wurde als Fahnjunker bei einem Infanterieregimente angestellt, und ob er gleich in seinen ersten Dienstjahren weder Beschützer und Gönner, noch sonst irgend eine Unterstützung hatte: so wurde sein Geist doch dadurch nicht niedergedrückt, auch seine Neigung zum Dienste nicht vermindert. Vielmehr scheint der Druck seiner äussern Lage nur dazu gedient zu haben, seinem natürlichen Ehrtriebe stärkere Spannung und Schnellkraft zu geben; denn auch der

übersehene, vernachläßigte Fahnjunker ahndete jede Beleidigung seiner Kameraden auf der Stelle. Zuerst forderte er einen alten Feldwebel, der ihm unhöflich begegnet hatte, heraus, und brachte ihm einige derbe Hiebe in's Gesicht bei, ohne an seinem Theile irgend eine Verwundung davon zu tragen. Bei einer ähnlichen Veranlassung, die sich bald darauf ereignete, lähmte er einem andern Junker die Hand. Durch diese frühe Bravour verschaffte er sich endlich im Regimente einen gewissen Ruf und die Achtung, welche man ihm anfänglich wegen seines kleinen, unansehnlichen Wuchses verweigerte.

Mit Erlernung des kleinen Dienstes brachte er nun, unter pünktlicher Erfüllung aller ihm obliegenden Pflichten, seine ersten Dienstjahre zu. Den 7. Julius 1720 wurde er zum Fähnrich ernannt. Als er aber bereits weiter hinauf gedient hatte, erhielt der nachmalige Generalfeldmarschall, Graf v. Schwerin, das Regiment. Dieser kam aus mecklenburgischen Diensten, und brachte verschiedene grosse, ansehnliche und reiche Ausländer mit, die er bei jeder Gelegenheit zum Nachtheile anderer begünstigte, und auch bei den bald darauf erfolgenden Beförderungen im Regimente dem Herrn von Zieten vorzog, weil dieser kleiner war, und, wie der General ihm vorwarf, keine Kommandier-Stimme hätte.

Als er sich dieser Ursachen wegen viermal zurückgesetzt sah, forderte er endlich, wiewohl sehr ungern, seinen Abschied, den er auch sogleich erhielt.

Als er den Abschied erhalten hatte, blieb ihm fürs erste nichts weiter übrig, als sich auf das kleine Landgut zu begeben, wo sein Vater 1719 verstorben war. Aber seine Neigung zum Kriegsdienste regte sich bald wieder, obgleich zwei volle Jahre verflossen, ohne daß sich irgend eine Aussicht zur Befriedigung seiner Wünsche darbot. Endlich trug ihm der König Friedrich Wilhelm wieder Kriegsdienste an, als er ihn einstens in halb militärischer Kleidung auf der Wacht-Parade bemerkte, und er wurde bei einem Dragonerregiment als Lieutenant angestellt. Dieß geschah im Jahr 1726. Hier blieben das Genie unsers Zieten und sein edler, von aller Zweideutigkeit entfernter Charakter von seinen Dienstgenossen nicht unbemerkt, und erwarben ihm im Regiment allgemeine Achtung und Liebe.

Im ersten schlesischen Kriege war er mit der königlichen Armee in der Schlacht bei Molwitz, bei den Belagerungen von Brieg und Neisse und dem Treffen bei Chotusitz. Den 16. May 1741 gab ihm der König den Verdienstorden und eine Oberstlieutenantsstelle, weil er aber schon am folgenden Tage bei Rothschloß ein ganzes feindliches Kavallerie-

Regiment gefangen nahm, so wurde er Oberster, und bald darauf sogleich Chef eines Hussaren-Regiments.

Im zweiten schlesischen Kriege war er beständig bei der Armee des Königs, und that sich unter andern in der Affaire bei Neustadt in Oberschlesien, den 22. Mai 1745, wo 9000 Preussen gegen ein feindliches Korps von 20,000 Mann den Sieg erfochten, besonders hervor. Daher schätzte ihn der König sehr, und belohnte ihn auf vielfache Art. Im Anfange des siebenjährigen Krieges marschirte Zieten als Generallieutenant aus, wozu er 1756 im August erhoben worden war, und besetzte, nach der Gefangennehmung des sächsischen Lagers bei Pirna, den Paß von Sachsen nach Böhmen, bei Zwickau.

Im April 1757 war er unter dem Herzoge von Bevern in dem Gefechte bei Reichenberg, bewieß sich auch hier so tapfer, daß ihm der König mit den größten Lobeserhebungen den schwarzen Adlerorden ertheilte. Nach der Schlacht bei Prag vertrieb Zieten den General Nadasti, der sich bemühte die österreichischen Magazine zu decken, welche er aber den Preussen überlassen mußte; eben so schlug Zieten diesen General in dem Treffen bei Kollin, und zeigte gleiche Tapferkeit in dem bei Breslau, wo er unwillig das Schlachtfeld verließ, als sich der Herzog genöthiget sah,

dasselbe dem Feinde zu überlassen. Hierauf erhielt Zieten das Kommando des ganzen Beverschen Korps, mit welchem er bei Parchewitz zum Könige stieß, und die Avantgarde auf dem Marsche nach Leuthen machte. Er nahm während desselben dem Feinde 3 bis 4000 Mann ab, kommandirte den 5. December in der berühmten Schlacht bei Leuthen die ganze Kavallerie des rechten Flügels, und trug durch seine Klugheit vielleicht das meiste zum Siege bei. Auch an der Eroberung von Schweidnitz, den 12. April 1758, hatte er vielen Antheil, und in diesem und dem folgenden Jahre war er überhaupt in seinen Unternehmungen gegen den Feind so glücklich, daß jedermann mit Freuden unter seiner Anführung stritt.

In dem Feldzuge von 1760 war er beständig bei der Armee des Königs, begleitet von der Geistesgegenwart und dem Glücke, die ihn nie verliessen. Auch für die Verpflegung der ihm untergebenen Truppen war er äusserst besorgt, und pflegte selbst davon zu sagen, daß sie eben so nothwendig sey, als die Kunst, den Feind todt zu schlagen. In der Schlacht bei Torgau den 30. November 1760 erhielt sein Ruhm aufs neue einen beträchtlichen Zuwachs, denn ohne ihn wäre alles verlohren gewesen. Im Feldzuge vom Jahr 1761 kommandirte er ein besonderes

Korps gegen die Russen, denen er nach Polen entgegen ging, und sie dort sowohl als in Schlesien mit so vieler Klugheit aufzuhalten wußte, daß sie mit dem größten Schaden ihren Zweck nicht erreichen konnten. Eben so stund er 1762 dem Feldmarschall Daun bei Bunzelwitz und Neudorf entgegen, und folgte ihm stets auf dem Fusse nach, wenn er seine Stellung veränderte.

Nach dem siebenjährigen Kriege ruhte er unter den Schatten seiner errungenen Lorbern. Aber das bisher gesagte ist blos eine kurze Anzeige einiger der vornehmsten Thaten dieses grossen Generals, der sich mehr durch Erfahrung als durch theoretische Kenntnisse gebildet hatte. Friedrich schätzte ihn ganz besonders, und gab ihm bei vielen Gelegenheiten davon die auffallendsten Beweise. So war der König selbst Gevatter, als Zieten 1765 ein Sohn gebohren wurde, und er ertheilte demselben schon bei seiner Geburt das Kornetspatent. Wenn der König in den spätern Jahren nach Berlin kam, pflegte er dem alten Zieten jedesmal einen Besuch abzustatten, und sich nach seinem Wohlseyn zu erkundigen. Einst schlief der graue Krieger an seines Königs Tafel ein, und der Monarch, da ihm die Tischgenossen solches übel deuten wollten, sprach mit dem edelsten Gefühl von Dankbarkeit; „Kinder!

wir

wir wollen leiser reden, daß wir den Alten nicht im Schlafe stören. Er hat lange genug für uns gewacht." Eine rührende Szene war es unter andern auch, da der 85 jährige Greis sich vor dem Könige niedersetzen mußte, welcher Auftritt durch die schöne Darstellung des berühmten Chodowiecky allgemein bekannt geworden ist. — Zieten verlebte seine letzten Jahre abwechselnd auf seinem Gute Wustrau und zu Berlin, wo er den 27. Jäner 1786 entschlief.

Zieten war ein kleiner, hagerer Mann, von feinem verhältnißmässigen Gliederbau, hatte ein länglichtes Gesicht, dunkles Haar, eine zurückgelehnte Stirn, ein grosses blaues Auge, eine lange ungebogene Nase, deren Spitze hervorsprang, einen grossen Mund mit starken Lippen, deren untere eine Narbe trug, welche er sich in jüngern Dienstjahren, auf einer ihm anbefohlenen, gegen seine Ueberzeugung unternommenen, gewaltsamen Werbung im Mecklenburgischen zugezogen hatte, und überall starke, ausgezeichnete Züge, die nicht schön, aber übereinstimmend und männlich waren. In dem festen graden Blick seines feurigen Auges lag viel Ausdruck, und der Ernst in seinen Mienen gab ihm Würde.

Er trug sich grade, hatte einen leichten freien Gang, machte alle Bewegungen rasch

und geschickt, tanzte mit Anstand, ob zwar nur achtmahl in seinem ganzen Leben, saß ungezwungen zu Pferde, und bestieg, im spätesten Alter noch, aus Wahl die muthigsten und schnellsten Thiere. Rasch zu Pferde und zu Fuß, war sein übriges Wesen und sein ganzes Betragen, das eines Mannes, welchen Leidenschaft nur selten hinriß. Diejenigen, welche ihn blos auf seinem Zimmer sahen, und von seinen Handlungen und Thaten nicht unterrichtet waren, würden ihm vielleicht nicht den hohen Grad der Entschlossenheit, Gewandtheit und Kühnheit zugetraut haben, die ihm doch so eigenthümlich war.

Er war sparsam in Worten, sagte aber mit wenigem viel, und antwortete immer bestimmt, hatte auch, wenn er wollte, treffenden Witz. Der Ton seiner Stimme war rauh und männlich, seine Kommandosprache deutlich, und sein ganzes drückte Seelenruhe, Erfahrung und Festigkeit des Charakters aus; deßwegen flößte er auch gleich denjenigen, die ihn sahen, Aufmerksamkeit und ein Gefühl von Ehrfurcht ein.

Der Durst nach Ehre, der in seiner Jugend der erste Sporn seines Emporstrebens gewesen war, wurde zwar hernach in ein ruhiges Ehrgefühl umgeschaffen, allein sein ganzes Wesen hatte immer das Gepräge eines edlen Stolzes, und er würde sich auch nie etwas

von seinem Rang im Dienste, und den damit verknüpften Vorrechten, selbst nicht gegen den ersten des Reichs vergeben haben. Daß er noch im Alter eben den Begriff von Aufrecht-haltung der Ehre eines Offiziers, wie in seiner Jugend hatte, gab er einmal ganz deutlich dadurch zu erkennen, daß er einem seiner jungen Offiziere, der sich von seinen Vorgesetzten beleidigt glaubte, und es ihm als Chef klagte, zur Antwort gab: daß er ihm keinen Rath geben könnte, wenn er sich selbst nicht zu helfen wüßte.

Es ist auch gewiß, daß er in jüngern Jahren noch einer andern Leidenschaft ergeben, und nicht gleichgültig gegen das Frauenzimmer war. Deßwegen behandelte er auch wahrscheinlich, in ähnlichen Fällen, seine jungen Offiziere mit auffallender Nachsicht, und scherzte, jedoch mit grosser Feinheit, selbst an seiner Tafel, mit denjenigen, welchen ein Glück oder Unglück in der Liebe zugeschrieben ward. Dagegen war er aber auch nicht zu besänftigen, wenn er erfuhr, daß jemand die Unschuld verführt, verlassen, unglücklich gemacht, oder unter rechtschaffenen, zufriedenen Ehegatten, die erste Uneinigkeit veranlaßt hatte. Auf ihn selbst wirkte die Liebe nie so stark, daß sie seinem thätigen, dem Vaterlande gewidmeten Leben, irgend ein Hinderniß in den Weg ge-

legt, oder seinen Geist einzig mit sich beschäftigt hätte. Dafür behielt er lebenslang Gefühl für die Reize eines schöngebildeten wohlerzogenen Frauenzimmers, das er durch mancherley Bezeugungen der Achtung an den Tag legte.

War also Zieten edler Leidenschaften fähig, die sich nie ganz verläugneten, so blieb er dagegen, bis zum letzten Tage seines ehrenvollen Lebens in Ansehung des Eigennutzes, immer der sorglose, freigebige, und an dem Wohl seiner Nebenmenschen herzlich theilnehmende Mann. Nicht einmal brachte sein hohes Alter die gewöhnliche Neigung zur Sparsamkeit bei ihm hervor. Ihm war es nicht genug, daß er seinen Unterthanen in Wustrau, bei Aufhebung der Ackergemeinheit, freiwillig das Beßte von Allem überließ, daß er ihnen bei so manchen andern Fällen nachsah, und sie in einen blühenden Zustand versetzte; nicht genug, daß er eine Menge neuer Anbauer anstellte, ihnen die bequemsten Gebäude errichten ließ, ihnen Verdienst und Nahrung zuwandte: sondern er that das letzte noch für eine Menge anderer Dorfschaften, die kein weiteres Anrecht an seine Fürsorge hatten, als daß sie seine Mitmenschen waren.

Friedrich Wilhelm der Zweite, eingedenk jener Dienste, welche Zieten seinen beiden erlauchten Vorfahren und dem Vaterlande

geleistet hatte, ließ am 27. Februar 1794 dessen Bildsäule aus Marmor, in seiner Residenz Berlin, auf dem Wilhelmsplatze errichten. Die schöne Ausführung dieses Kunstwerks, von dem königlichen Bildhauer Schadov zu Berlin, ist des Monarchen und des Helden würdig, und gereicht dem Künstler zur Ehre.

Lessing.

Ein ehrwürdiger Name des achtzehnten Jahrhunderts! Er war zwar kein eigentliches sogenanntes Genie, aber er wußte doch durch Studium, Scharfsinn und Witz alles, womit er sich befaßte, als ein Mann von Genie zu bearbeiten. Er war ein vortrefflicher, oder vielleicht der vortrefflichste Dichter fürs Theater, ein guter Epigrammatist, ein tief denkender Theoretiker in der Aesthetik, ein belesener Litterator, ein forschender Kritiker, ein Verbesserer des deutschen Geschmacks in der Litteratur, und ist also durch vielseitige Verdienste unsterblich.

Gotthold Ephraim Lessing war zu Kamenz in der Lausitz am 22. Januar 1729 gebohren. Sein Vater war erster Prediger in Kamenz. Er war ein Mann von Talent und Gelehrsamkeit, hatte sich zum akademischen Leben bestimmt, erhielt aber den Ruf als Prediger nach seiner Vaterstadt Kamenz.

Wenn Streben nach vollkommenen Einsichten, und daraus hergeleitetes Handeln Aufklärung ist, so gehört Lessings Vater unter die aufgeklärtesten Theologen seiner Zeit. Was ihm die Vorsehung an Glücksgütern versagte, das ersetzte sie reichlich mit einem gesunden Körper, heiteren, zufriedenen Gemüth, mit Gelassenheit und Standhaftigkeit.

Sobald unser Lessing nur etwas lallen konnte, so wurde er zum Beten angehalten, und den ersten mündlichen Unterricht hat er von seinem Vater selbst erhalten. Im vierten und fünften Jahre wußte er schon, was, warum, und wie er glauben sollte. Zugleich mußte er in der Bibel und in des Vaters Katechismus lesen, welchen ihm der Vater zugleich erklärte. Bei den Betstunden, die Morgens und Abends allezeit mit der Familie gehalten wurden, lernte Lessing bei Zeiten viele Lieder, und vielleicht schreibt sich daher seine erste Lust zur deutschen Poesie. Das Beispiel des fleißigen Vaters, der fast nicht von seiner Studierstube kam, erweckte in Lessing eine sehr frühzeitige Bücherlust. Als ihn ein Mahler im fünften Jahre mit einem Bauer, in welchem ein Vogel saß, mahlen wollte, hatte dieser Vorschlag seine ganze kindische Mißbilligung. Mit einem grossen, grossen Haufen Bücher, sagte er, müssen Sie mich mahlen, oder ich mag lieber gar nicht gemahlt

seyn. Er lernte von Kindheit an mit eben so grosser Lust, als Leichtigkeit, und that nichts lieber, als, sogar zum Zeitvertreib, in Büchern herumblättern, wenn er auch nicht immerfort darin gelesen hat.

Im Juni 1741 wurde er auf die Fürstenschule zu Meissen geschickt, wo er fünf ganze Jahre zubrachte, und oft versicherte, er verdanke es ihr allein, wenn ihm etwas Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu Theil geworden wäre. Obgleich die lateinische Poesie zu Officiis perfectis eines Fürstenschülers, die deutsche aber zu den imperfectis gehörte, so trieb er die letztere doch mehr als die erstere, und besang die Kesselsdorfer Schlacht in deutschen Versen, und zwar auf Verlangen seines Vaters. Als der Vater sich einmal bei dem Rektor der Schule nach seines Sohnes Fortgang erkundigte, gab ihm dieser folgendes derbe Lob: „Es ist ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lectiones, die andern zu schwer werden, sind ihm kinderleicht. Wir können ihn fast nicht mehr brauchen."

Zu Ende des Junius 1746 nahm Lessing öffentlich von der Schule Abschied, ging einige Wochen zu seinen Eltern, und dann nach Leipzig, wo er Theologie studiren sollte. Dazu hatte er aber alle mögliche Abneigung; und er hatte sich in Leipzig kaum umgesehen, so erwachte seine Liebe zur Dichtkunst, und

besonders zum Theater. Auch lernte er dort, zur geschmeidigen Ausbilduug seines Körpers, Reiten, Tanzen, Fechten und Voltigiren. Herr Kreissteuer-Einnehmer Weisse war dort einer seiner ersten und vorzüglichsten Freunde, und blieb es bis an sein Ende. Kein Tag verstrich, wo sie einander nicht besuchten: wenigstens gingen sie im Sommer des Abends mit einander spatziren, und des Winters ins Schauspiel. Die Kollegien besuchte Lessing wenig und unordentlich; kein Lehrer that ihm Genüge, und sie gaben seinem Leichtsinne oft Gelegenheit zum Spott, den einzigen Ernesti ausgenommen, den er dann und wann über die römischen Alterthümer, über die griechischen Klassiker, und über die Universalgeschichte, doch sparsam genug hörte. Oft schwazte er seinen Freund Weisse noch vor Ernesti's Thüre weg, und auf die Promenade. Desto mehr las und studierte er für sich, besonders die deutschen Wolfischen Schriften. Mit Naumann, dem Verfasser des Nimrod, hatte er viel Umgang, weil er viele besondere Eigenschaften besaß, die Lessing immer, wenn es auch Schwachheiten waren, mehr liebte, als das Alltägliche des Charakters.

Weniger gefiel ihm in Leipzig Gellerts Umgang; er war ihm, dem gesunden und unbefangenen Jüngling, zu weinerlich und ängstlich. Sein Umgang mit der Neubergischen Schau-

spieler=Gesellschaft in Leipzig erregte ihm manche üble Nachrede, und das Mißfallen seiner Eltern. Aus diesem erhellet nun freilich zur Genüge, daß Lessing auf der Universität keine der sogenannten Brodwissenschaften im Ernst studirte. Aber müßig war er deshalb nicht. Aesthetik, Philosophie, Naturlehre und Mathematik umfaßte sein wißbegieriger Geist; allein es war nur Kosterei, und die Kollegien, die er darüber zu hören anfing, behagten ihm auf keine Weise. Mathematik war das einzige Kollegium, das er noch am längsten ausgehalten hat, und Kästner, wo er sie hörte, der einzige Professor, der aus seinem Lehrer sein Freund geworden, und bis an den Tod geblieben ist.

Lessings Eltern beurtheilten dessen akademische Verwendung nicht so schonend, und er erhielt vom Hause die bittersten Vorwürfe. Seine ersten Schriftstellerproben soll er in den: Ermunterungen, einer hamburgischen Zeitschrift, abgelegt haben. Mit Herrn Weisse gemeinschaftlich übersetzte er den Hannibal, das einzige Trauerspiel von Marivaux, in gereimte Alexandriner. Sein schon auf der Fürstenschule angefangenes Lustspiel, der junge Gelehrte, erhielt durch einen wirklichen Vorfall mit einem in seiner Hoffnung des Preises von der Berliner Akademie getäuschten jungen Gelehrten in Leipzig, seine Vollendung. Sein

Vater ließ ihn eine Zeitlang nach Hause kommen, um ihn von seinem vermeinten bösen Umgang zurückzubringen. Hier machte er manches anakreontische Lied, von Liebe und Wein. Eines Tages kam seine fromme Schwester auf seine Stube, da er eben ausgegangen war, sah diese Lieder, las sie, ärgerte sich nicht wenig darüber, und entschloß sich auf der Stelle, sie in den Ofen zu werfen. Die kleinen Brüder verriethen es ihm, als er seine Papiere vermißte. Der erste Unwille war auch alles. Er nahm eine Hand voll Schnee, und warf ihr ihn in den Busen, um ihren frommen Eifer abzukühlen.

Seines Vaters Büchervorrath, der für einen armen Prediger sehr ansehnlich war, aber doch hauptsächlich nur in das Fach der Theologie und Gelehrtengeschichte einschlug, ließ er gleichwohl nicht unbenutzt. Alles dieses sah der Vater und unterhielt sich mit ihm darüber. Er sah, daß er nicht, wie andere Dichter, die übrigen Wissenschaften gering schätzte, oder sie zu erlernen Abneigung bezeigte, sondern vielmehr mit seinem Vater so gern von Litteratur und Theologie redete, wie mit einem andern vom Theater. Erklärte er auch frei seine Abneigung gegen Theologie, so versprach er doch, sich dem akademischen Leben zu widmen. In dieser Gesinnung reisete er wieder nach Leipzig. Allein kaum traf er dort ein,

so war das Theater wieder sein Abgott. Er war Früh bei den Proben, und Abends bei den Vorstellungen. Er studierte die Schauspielkunst mit solchem Eifer, als wenn ein Lehrstuhl darüber in Leipzig für ihn errichtet werden sollte. Dies dauerte so lange, bis das Theater daselbst verschiedener Umstände wegen in Abnahme gerieth, dadurch, und weil auch Mylius, sein Busenfreund, nach Berlin gegangen war, wurde ihm Leipzig gleichgültig, und ehe sichs Jemand versah, war er fort nach Berlin.

Ein väterlicher Brief folgte dem andern nach Berlin, voll der bittersten Vorwürfe, jeder den Befehl enthaltend, sogleich nach Hause zu kommen. Lessing gehorchte diesmal nicht. Er gab dort seine Gedichte in den Druck, und fing auch mit Mylius an, eine Quartalschrift unter dem Titel herauszugeben: Beyträge zur Historie und Aufnahme des Theaters, die aber schon mit dem vierten Stück aufhörte, weil Mylius nicht der beste Mitarbeiter dazu war. Endlich siegte der Vater, und Lessing ging von Berlin nach Wittemberg, studierte sehr emsig, und wurde seinen Eltern zu Gefallen, Magister, und that dadurch den ersten Schritt zum Universitätsleben, nach welchem er sich aber nie sehnte. Auf alles, was in Wittenberg Aufsehen erregte, machte er Sinngedichte, selbst auf die Professoren und ihre schönen

Töchter. Zu seinen damals wichtigern Beschäftigungen gehört seine Uebersetzung des Huart, von der Prüfung der Köpfe, aus dem Spanischen. In Jahr und Tag war Lessing überdrüssig, und ging geraden Weges nach Berlin zurück, wo er seine alten Bekannten antraf, und wo er sich bald wichtigere Freunde auf seine ganze Lebenszeit machte. In Berlin war er fast eben so fleissig, wie zu Wittenberg. Sein Freund Mylius, der bisher die Vossische Zeitung geschrieben hatte, verließ Berlin. Lessing übernahm den gelehrten Artikel darin, und daher entstand die Rede, er sey Zeitungschreiber geworden, und an Mylius Stelle gekommen. Er gab 1753 den ersten und zweiten Theil, 1754 den dritten und vierten Theil seiner kleinen Schriften heraus, übersetzte den ersten Theil von Marignys Geschichte der Araber, und verfertigte eine Vorrede dazu. Auch sammelte er die Schriften seines Freundes Mylius, und gab sie heraus.

Die Freundschaft, welche Lessing 1754 mit Moses Mendelssohn und dem Buchhändler Friedrich Nicolai stiftete, war für alle drei von gleicher Wichtigkeit zur Bildung ihres gelehrten Charakters. Die erste Frucht von Lessings und Mendelssohns gesellschaftlichem Studieren ist die Schrift: Pope ein Metaphysiker. Seine Miß Sara arbeitete er in Potsdam

aus. Wenn man Lessings Berlinische Bekanntschaften mit Mendelssohn, Nicolai, Ramler, Sulzer, Süßmilch und vielen anderen betrachtet, so hätte man glauben sollen, er würde Berlin zu seinem beständigen Aufenthalt wählen; aber nichts weniger als das! Es erwachte in ihm das Verlangen nach theatralischem Umgang wieder, den er zu Berlin nicht hatte, und nach Freunden, die sich für die deutsche Bühne mehr interessirten, als die Berlinischen. Er reiste daher 1755 wieder auf gut Glück nach Leipzig. Inzwischen fiel der König von Preussen in Sachsen ein, und Leipzig bekam preussische Besatzung. Der Dichter Kleist, der schon als Hauptmann bei dem Heinrichschen Regimente Lessings freundschaftlichen Umgang genoß, war nun mit dem Haussischen Regimente als Major in diese Stadt eingerückt. Mendelssohn, Lessing und Kleist waren fast alle Tage zusammen, und die meisten Abende brachten sie auf Kleists Zimmer zu. Lessing übersetzte damals Hutchesons Sittenlehre der Vernunft, und Richardsons Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten äsopischen Fabeln. Die Uebersetzung dieses Werks ward Lessing eine Veranlassung zu seinen äsopischen Fabeln. Die Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche 1757 erschien, war eine gemeinschaftliche Unternehmung von Lessing, Mendelssohn und Nicolai. Als

Kleist Leipzig wieder verließ, und auch Weisse eine Reise nach Paris vor hatte, ging Lessing wieder nach Berlin.

Die Litteraturbriefe, zu denen Lessing die erste Idee gegeben hat, verdanken wir nebst ihm einem Moses Mendelssohn und Nicolai. Im October 1760 wurde Lessing Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und bald darauf Sekretair bei dem General Tauenzien, der dem König von Preussen so zugethan war, daß Lessing zu sagen pflegte: „Wäre der König so unglücklich geworden, seine Armee unter einem Baume versammeln zu können, General Tauenzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden." Diese neue Laufbahn in Breslau trug zu Lessings Weltkenntniß nicht wenig bei. Er lebte in vielem Betracht in Breslau sehr angenehm. Er fand sich bald in seinen General, der einer von den grossen Edelsteinen war, die König Friedrich II. nicht verkannte, ob sie gleich nicht geschliffen waren. Er lernte fast alle Offiziere der preussischen Armee kennen. Er sah, wie die größten Begebenheiten ohne Absicht entstanden; wie Zufall oft schlechte Sachen gut, und gute schlecht machte; wie den Grossen oft Dinge zugestanden werden, die sie dem Verstande und der Herzensgüte ihrer Untergebenen zu verdanken haben. Er verbrachte seine Erhohlungszeit nach seinen Berufsgeschäften nicht

blos unter den Büchern, sondern auch am Spieltisch. Sein liebstes Spiel war Pharao. Diese seine Spielsucht, die in Breslau anfing, und in Wolfenbüttel sich endigte, rechneten ihm seine Freunde zur ersten, und das viele Bücherkaufen zur zweiten Sünde an. An der letztern mag wohl das Bewußtseyn Schuld gewesen seyn, daß er Bücher besser verwahren konnte, als Baarschaft, die ihm der erste beste Dürftige abjammerte. Sie waren auch das Einzige von Erheblichkeit, das er aus Breslau nach Berlin zurückbrachte.

Nach dem Hubertsburger Frieden dachte Lessing Breslau wieder zu verlassen, ob ihn gleich der General ersuchte, noch länger zu bleiben, auch ihm vortheilhafte Bedingungen anbot, die er aber von sich wies, weil er nun einmal eine zu fürchterliche Idee von des Königs von Preussen Maxime hatte: Dat paullulum, ut faciant multum. In Kurzem fand er sich in Berlin wieder so reich, wie vor fünf Jahren; er war also genöthiget, desto fleissiger zu seyn. Noch vor der Minna von Barnhelm 1766 erschien sein Laokoon, oder über die Gränzen der Poesie und Mahlerei, nachdem man in fünf Jahren nichts gedrucktes von Lessing gesehen hatte. Nach einiger Zeit begleitete er einen jungen Herrn von Brenkenhof nach Pyrmont, und nachdem diese

Reise geendigt war, erhielt er von Theaterliebhabern einen Ruf nach Hamburg, um ihnen, da sie die Schaubühne für ihre Rechnung übernahmen, zur Erreichung ihres Zwecks hülfreiche Hand zu bieten. In Hamburg verschlimmerte sich sein äusserlicher Zustand recht sehr, und Unmuth goß sich über sein ganzes Wesen aus. Er arbeitete und arbeitete, und kam immer weiter herunter. In dieser mißmuthigen Stimmung der Seele beschloß er, alle seine Habseligkeiten loszuschlagen und nach Italien zu gehen. Ein Deus ex Machina erschien, gleichsam zu seiner Rettung. Professor Ebert, der dem jetzt regierenden Herzog von Braunschweig, damaligen Erbprinzen, einige Lessingische Briefe an sich und Klotzen vorgelesen hatte, bemerkte, daß sie dem Prinzen gefallen hatten, und rieth Lessingen bei seiner Reise nach Italien den Weg über Braunschweig zu nehmen, weil ihn der Erbprinz kennen lernen, und bei der Wolfenbüttelschen Bibliothek angestellt wissen wolle. Lessing reisete schon im November 1769 dahin; ging wieder nach Hamburg, kehrte aber bald nach Wolfenbüttel zurück, um seinen Posten anzutreten, den er auch nie wieder verließ, welchen er als Bibliothekar sowohl, als in Hinsicht auf schriftstellerische Verdienste, mit Ruhm und Nutzen bekleidete. In dieser Periode sei-

nes Lebens erschienen sein Berengarius, die Fragmente, und Nathan der Weise.

Lessings Aufenthalt zu Wolfenbüttel, während dessen er uns so vortrefliche Werke lieferte, war ihm äusserst zuwider. „Ich bin schlimmer, als krank gewesen, — schreibt er; — mißvergnügt, ärgerlich, wild; wider mich und die ganze Welt aufgebracht, Sie allein ausgenommen. — Ich werde in der Einsamkeit, in der ich hier leben muß, von Tage zu Tage dümmer und schlimmer. Ich muß wieder unter Menschen, von denen ich hier so gut, als gänzlich abgesondert bin. — Ich fühle es, daß ich nothwendig Umgang mit Leuten haben muß, die mir nicht gleichgültig sind, wenn noch ein Funken Gutes an mir bleiben soll. Ohne Umgang schlafe ich ein, und erwache bloß dann und wann, um eine Sottise zu begehen." Daher kam sein stiller, unaufhörlicher Wunsch, an einem andern Orte angestellt zu werden, zuerst zu Wien, und hernach zu Mannheim. Beides zerschlug sich wieder.

Lessing litt einige Jahre vor seinem Ende an Engbrüstigkeit, an welcher er auch am 15. Febr. 1781 an einem Schlagfluß zu Braunschweig starb. Mendelssohn in den Morgenstunden sagt: „Lessing habe viel Verdruß über seinen Nathan gehabt, der ihm seine letzten Tage verbittert, wo nicht gar sein Leben ab-

gekürzt habe. Lessing, der aller seiner gelehrten Arbeiten ungeachtet, immer noch der angenehmste Gesellschafter, und der fröhlichste Tischfreund gewesen sey, habe seit der Zeit seine jovialische Laune völlig verloren, sey zu einem schläfrigen gefühllosen Menschen herabgesunken, habe den Briefwechsel mit seinen vertrautesten Freunden vernachläßigt; endlich habe er im Dezember 1780 einen Brief voller Mißmuth an Mendelssohn geschrieben, und darin unter andern den Ausdruck gebraucht: Auch ich war ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein fauler knorrichter Stamm.'' —

Lessings schriftstellerischen Charakter von allen Seiten zu schildern, erfordert den Fleiß und den Raum eines ganzen Buchs. Daß er die Theorie mancher Dichtungsarten berichtigt, und jede mit eignen trefflichen Mustern bereichert hat, daß er selbst in seinen prosaischen Fabeln durch Neuheit, Einfalt, sinnreiche Kürze und naturliche Moral den besten Fabeldichtern der neuern Zeit den Vorrang streitig macht, daß er im Fache der Alterthümer, der schönen Künste, der Philosophie und Aesthetik keinem an gründlicher Einsicht weicht, daß er fast unübertrefflich ist in seiner Prose; und Fülle, Nachdruck, Nettigkeit und die geheimsten Kunstgriffe des ächten klassischen

Stils bis zum Neide in seiner Gewalt hat, daß er sich als einen Selbstdenker und Wahrheitssucher, als einen unversöhnlichen Feind aller Scheintugend und falschen Grösse, als einen lucianischen Spötter und furchtbaren Verlacher der selbstsüchtigen gelehrten Thoren, des Afterwitzes und der Klügeley bewährt hat; dieß und noch mehr wird die Welt ihm einräumen müssen, ohne durch entferntere Winke dazu vorbereitet zu seyn. Auch unserer Schaubühne ist er Meister und Richter, ein Kenner der abgezogensten theoretischen Regeln, des menschlichen Herzens, der Sitten und der dramatischen Sprache, scharfsichtig in Zergliederung fremder Originalwerke, und glücklich in der eigenen Ausführung. Ihm allein kann man zum Ruhme nachsagen, daß er in allen seinen Schauspielen nichts von den Ausländern entlehnt, sondern allemal aus sich selbst geschöpft hat. Vornemlich sind seine Lustspiele mit eignem deutschen Geist bearbeitet. In seinen Lustspielen, worunter Minna von Barnhelm sein Meisterstück ist, herrscht wahre deutsche Sitte, und das echte komische Talent; daher es kein Wunder ist, daß sie allenthalben mit dem größten Beyfall, den sie verdienen, sind aufgenommen worden.

Im Juli 1796 ist zu Wolfenbüttel das Monument aufgerichtet worden, welches einige Freunde ihm verfertigen liessen. Es ist

von der Hand des berühmten Döll, Professors der bildenden Künste in Gotha, gearbeitet, und besteht aus einem antik geformten, aus Blankenburger Marmor verfertigten viereckigten Altar, an dessen vier Seiten sich auf jeder Seite eine Tafel von weissem cararischen Marmor befindet, die mit Rosen aus vergoldeter Bronze an dem Altar befestigt ist. Die eine von diesen Tafeln enthält folgende Inschrift:

G. E. Lessing
Weiser Dichter
Teutschlands Stolz
Einst
Der Musen und Seiner
Freunde Liebling.
Ihm
Errichteten dieses
Denkmal einige
Seiner Dankbaren
Zeitgenossen.
MDCCLXXXXV.

Iffland.

Auch nur einige Züge aus dem Leben dieses als Schauspieldichter und Schauspieler gleich berühmten Meisters werden, wie ich hoffe, meinen Lesern willkommen seyn. Iffland steht ja jetzt in Deutschland als Menschendarsteller, als Schöpfer dramatischer Gestalten oben an. Man ist zweifelhaft, ob man den seltenen Umfang und die vielseitige, stets neue Mannigfaltigkeit, oder die reine Zartheit, Innigkeit, und Wahrheit seines Spiels bewundern soll. Durch den schönen Bund und reinen Zusammenklang dieser Eigenschaften ist er mit Recht ein Liebling der deutschen Bühne. Die höchste Kunst wird in ihm und durch ihn die lebendigste Natur. Fast jede Saite des dramatischen Polychords berührt er mit geübter Hand. Jeder weiß er reine Naturtöne zu entlocken; jeder horchen seine Zuseher mit immer neuem Genusse, und huldigen dem Künstler, der nie der Natur ungetreu wird,

und in keinem Moment sich selbst und die Kunst vergißt.

Dieses grosse theatralische Genie, August Wilhelm Iffland, ist aus einer guten Familie in Hannover den 19. April 1759 gebohren. Schon sehr frühe zeigte er das entschiedenste Talent fürs Theater. Wir wollen ihn darüber selbst reden hören.

„Im Jahr 1767 — sagt Iffland in seiner theatralischen Laufbahn — kam die Seilerische Gesellschaft nach Hannover. Dieser wurde das kleine Schloßtheater eingeräumt. Im Stillen dachte ich mir diese als ganz ausserordentliche Menschen, weil sie in der Wohnung des Königs hausen durften. Von ihren trefflichen Darstellungen wurde viel und mit Wärme gesprochen. Meine Geschwister hatten sie gesehen, erzählten den Inhalt der Schauspiele, und sprachen davon mit Rührung, Verstand und Ueberzeugung."

„Mein ältester Bruder las zu Zeiten Lessings Dramaturgie, die eben damals herauskam, in den Abendstunden laut vor. Er verglich dem Inhalt mit dem Gesehenen, und gab mit Geist, Wärme und Zartheit das deutlichste Bild von allem. Seine Schulfreunde — und das waren Leute von Kraft, bestritten hier und da seine Meinung, die er mit Feuer und Eigenheit aufrecht hielt. Mit Em-

pfindung, Geschmack und jeder Weiblichkeit gab meine Schwester oft den Ausschlag."

„Ich saß in einer Ecke, von Niemand bemerkt, und hörte mit Innigkeit zu. Ich verstand das Wenigste, aber ich fühlte vieles. Nie kam mir der Schlaf über diesen Gesprächen, so lange sie auch dauern mochten."

„So bekam ich ein dunkles Vorgefühl von dieser Kunst, und auch wohl etwas mehr. Es muß etwas Seltnes seyn, sagte ich mir, was kluge und gute Menschen in eine solche Bewegung setzen kann."

„Einst kam mein ehrwürdiger Vater aus einer Vorstellung der Miß Sara Sampson nach Hause. Er war ganz erweicht von den Leiden der Sara, er sprach viel von der Reue des Mellefont, und von dem Grame des alten Vaters Sampson. Es ist lehrreich anzusehen, sprach er, wie die Tochter in das Unglück geräth, und Kinder können da einsehen, was ein armer Vater durch ihren Leichtsinn leidet. Ich will alle meine Kinder hinschicken, wenn dieses Schauspiel wiederholt wird. Dieß geschah bald darauf, und wir wurden hingeschickt."

„Ich bin in Thränen zerflossen während dieser Vorstellung. Das Gute, das Edle wurde so warm und herzlich gegeben, — die Tugend erschien so ehrwürdig! Die Leiden der Menschen kannte ich bisher nur aus Hübners

biblischen Geschichten, oder von armen Leuten, welche Almosen empfingen: von einer solchen Sprache hatte ich keinen Begriff. Eckhof als Mellefont, die Hensel als Sara, die Bäck als Marwood! Solch eine wahre, hinreissende Schilderung, diese Allmacht des Gefühls, welche jedes Gefühl erregte und führte, wohin es wollte, — das reitzte, erhob und überwältigte meine Seele. Ich war ganz aufgelöst — der Vorhang sank herab — ich konnte nicht aufstehen, ich weinte laut, wollte nicht von der Stelle, sprach zu Hause davon mit fremden Zungen, und war niemand unangenehm, den mein Feuer umfaßte. Ich mußte meinem Vater alles erzählen, er erzählte mir selbst davon, und seine edle Seele, sein väterliches Herz, das so weich zu empfinden mußte, wurde noch einmal in den Augenblick der Vorstellung selbst versetzt."

„Von diesem Augenblick an ward mir der Schauplatz eine Schule der Weisheit, der schönen Empfindungen."

„Bald darauf wurde das Trauerspiel Rodogine gegeben. Es war an diesem Tage ein grosses Familiengastmahl bei uns. Ich wendete mich an einen freundlichen alten Onkel, er möge für uns das Fest dadurch vollenden, daß er mir die Erlaubniß zu verschaffen suche, in das Schauspiel gehen zu dürfen. Es wurde bewilligt."

„Welch ein neues Fest! Der grosse Säulensal mit einem grünen Teppich überdeckt. Die Gestalten schwebten feierlich langsam darüber her, man sah majestätische Bewegungen und hörte keinen Schritt. Zu den prächtigen, stolzen Reden wogten die Helmzierden auf und ab. Bei den Donnerworten, womit die Helden den Platz verliessen, segelten die seidenen Gewänder weit in die Luft hinaus, und der kräftigste Ton, wie ich noch nie einen vernommen hatte, erschütterte meine Seele."

„Die hohe Tragödie erfüllte mich mit schwärmerischer Ehrfurcht. In Miß Sara hatte mich das Geräusch des Beifalls beleidigt: in Rodogine erhob mich der donnernde Beifall auf die höchste Stufe des Mitgefühls, des Stolzes, des Abscheus, der Zärtlichkeit — des Edelmuths. Meine liebsten Freuden hätte ich hingegeben, um eine Rede der Kleopatra in diesem Feuergeiste sagen zu können."

„Stolz und hehr kam ich nach Hause, und erzählte von den Leiden des Demetrius und Antiochus. Mein Vater ließ mich eine Weile einhertraben, dann dauerte ihm die Staatsaction zu lange. Er fragte nach meinem Fortgange in den Lectionen, sprach ein paar ernste Worte, und meinte, es sey nun eine Weile her genug von der Komödie gesprochen. Nun müßte es an ernste Dinge gehen. — Er begleitete diese Rede mit einem Blicke, der

alle ähnliche Unterhaltungen für die Zukunft verbot."

„Ich ward feuerroth, fühlte mich tief gekränkt und sehr unglücklich. — Ich sollte nicht mehr davon reden, was meine ganze Seele erfüllte! Ich sollte an ernste Dinge gehen! Es gab keine Dinge von höherem Ernst für mich, als Antiochus und Kleopatra. Wie? von diesen erhabenen, unglücklichen Fürsten, die sich vor meinen Augen so hoch, so königlich und so vertraulich gezeigt hatten, sollte ich nicht mehr reden?" —

„Ich versuchte es bei meinen Geschwistern. Sie hörten eine Weile zu: aber sehr natürlich hatten sie es doch auch bald genug. Ich wandte mich an das Gesinde — das lachte mich aus; an meine Spielkameraden — die hatten keinen Sinn dafür. Ganze Tage machte ich den Tambur, und trug in ihrem Spiel die papierne Fahne, damit sie nur eine halbe Stunde mir zusehen möchten, wenn ich als Kleopatra rasete, und als Antiochus weinte. Sie fanden bald lange Weile dabei, und ich verlor mein Auditorium."

„Nun flog ich unter das Dach auf den Hohboden. Ein seidenes Tuch flatterte als der Mantel des Antiochus hinter mir her, eine alte Grenadiermütze war der königliche Helm, mit einem abgebrochenen Kinderdegen wüthete ich umher, und manchmal, ohne

das übrige Kostume zu ändern, vollendete ein Reifrock meiner Großmutter die Kleopatra."

„Unter diesem allen prangte meine eigenthümliche Kleidung, ein Husarenhabit, an dem skelettähnlichen Körper, eine wohlgepuderte Zopfperücke bedeckte das stolze Haupt. Das hinderte mich nicht zu wüthen, und, von dem Jammer meiner eignen Töne gerührt, oft laut zu weinen. Manchmal überfiel mich in dieser tragischen Beschäftigung, der späte Abend, das Zwielicht auf dem grossen, weiten, alten Boden gab mir Furcht — ein langsames Erstarren, und dann floh der stolze Antiochus in dem ganzen Heldenapparat, vereinigt mit dem der Kleopatra mit Zetergeschrei von dannen."

„Ich trachtete nun darnach, alle mögliche Schauspiele zu lesen. Die erhabnen, die wüthenden waren mir die willkommensten."

„Unter künstlichst erlangter Begünstigung sah ich noch Romeo und Julie."

„Nun war es ganz um meine Ruhe geschehen. Wer meiner Schauspielwuth mit einer Miene in den Weg trat, war Kapellet Vater, ein Tirann. Wer Geduld mit mir hatte, — war mir die Mutter Kapellet."

„Von meiner Liebe für das Schauspiel konnte ich mit Niemand reden. Jedermann vermied es aus Grundsatz, oder weil es nicht amüsant für ihn war. Niemanden konnte ich

vorlesen — Niemand konnte mich bewundern, was ich doch zu verdienen glaubte. Das Komödienlesen wurde mir endlich auch erschwert, weil man einsah, wie sehr es mich von jeder andern nöthigen Beschäftigung abzog."

„Das Schauspiel war lange abwesend gewesen. Endlich wurde es wieder im grossen Opernhause mit der Vorstellung Richard des Dritten von Weiße eröffnet. — Einige grosse Augenblicke ergriffen mich und zündeten die erloschene Flamme für die Kunst wieder allmächtig in mir an." —

„Von nun an wandte ich mich entschieden von allem ab, was zur lateinischen Grammatik gehört. Ich las und sah die Schauspiele mit Unterscheidung, mit Studium. Ich that mit der zartesten Sorgfalt alles für die Schauspielkunst, was ich für die übrigen Wissenschaften hätte thun sollen. Ich war überzeugt, daß ich endlich für meine Bestimmung arbeitete."

„Es ist begreiflich, daß ich das alles sehr heimlich thun mußte, daß dadurch Heimlichkeit und Widerspruch, also Bitterkeit, in mein Leben, und Mißvergnügen in das Leben der Meinigen kommen mußte."

„Je mehr ich um diese Kunst dulden mußte, je theurer ward sie mir. Für die Kunst war ich etwas; für die Wissenschaften war ich nichts. Und indem ich so für meine Be-

stimmung alles that, that ich wenig oder nichts für die Bestimmung, von der man wünschte, daß ich sie wählen möchte."

„Aengstlichkeit verschloß mein Geheimniß in mir, daß es auch Niemand ahnen konnte. Meine einzigen Vertrauten waren itzt die Todten. Ich durchwanderte den Kirchhof. — „Geh hin in ein Land, das ich dir zeigen werde" — so lautete das Motto über dem Grabe eines Fremdlings aus Iserlohn."

„Das sprach gewaltig zu mir. Ja, rief ich laut und stark — das Schicksal wird es mir zeigen und ich werde hingehen!" —

„Indeß war das Schröder'sche Theater nach Hannover gekommen, und Brockmanns glänzendes Talent, das Genie des grossen Schröders und seiner Stiefschwestern, fachten die Gluth für die Schauspielkunst zur hellen Flamme an."

„Ich war nicht mehr meiner mächtig, das Studium der Kunst forderte mich fast täglich in ihren Tempel. — Ich sah Stella, Othello, Essex, Elfride, Clavigo. Jede Vorstellung riß mich fort zum Ziele hin." —

„Die öftern Besuche des Schauspiels brachten Unordnung in meine ganze Verfassung, Unfrieden unter die Meinen, Aufhebung aller Hausordnung. Die ganze Meinung von mir war gesunken, diese Dinge rissen sie vollends nieder. Ich sah irgend einem Aus-

bruche von Bedeutung entgegen, ohne ihn abwehren zu können."

„Den 21. Februar 1777 wurde die Vorstellung des Ehescheuen gegeben. Im dritten Akt wurde ich abgerufen. Da ich das Haus verließ, ahndete mir meines Schicksals Entwickelung."

„Ein Augenblick entschied noch denselben Abend. — Mein Loos wurde geworfen."

„Der halbe Zustand meines Wissens war mir unerträglich. Der Mißverstand, darin jedermann mit mir lebte, untergrub meine Lebenskraft. Das Jahr, die Akademie zu beziehen, war angetreten; ich hatte zu Hannover weder Freude noch Frieden mehr zu hoffen, nicht jetzt nicht künftig."

„Ich durchkämpfte das alles eine lange Nacht hindurch. — Vor dem Tode kann keine längere Nacht hergehen."

„Am Morgen früh bat ich um die Erlaubniß, eine Reise über Land zu machen — küßte die Hand meiner Eltern, riß eine Zeichnung von meines Vaters Gesichte von der Wand — und ging halbsinnlos aus dem väterlichen Hause in die Welt."

„Die erste Tagreise geschah unter herzlichen Thränen, die zweite mit ängstlicher Beklemmung."

„Die schöne Gegend um Münden erhob mein Gefühl, und so minderte sich meine Angst."

„Sehr wehmüthig schied ich an der Gränze von meinem Vaterlande. Ich fühlte, daß es für immer war.“

„Mit weniger Geld als ich nennen mag, mit mehr Mühseligkeit, als man glauben wird, trug die Hoffnung meine Füsse über Berg und Thal. — Ich ging nach Gotha; der Name Eckhof und mein Glaube an ihn zog mich dorthin. — Seine Fürsorge entschied meine Anstellung. Ich verdanke es ihm ewig!“ —

Den 15. März 1777 hat Iffland auf dem herzoglichen Theater zu Gotha zuerst die Bühne betreten, wo er in dem Diamant, einem kleinen Nachspiele, als Jude debütirte. Hier ward Eckhof, der erste grosse Schauspieler der Deutschen, und, nach Engels Urtheil, noch immer der größte, Ifflands Vorbild und Freund. Wahrheit war das hohe Ziel, nach welchem er strebte, und wogegen er allem Glänzenden entsagte, wodurch so viele Schauspieler auf Kosten jener den Beifall des Publikums zu erschleichen wissen.

Bei dem glücklichsten theatralischen Genie, vermöge dessen er auch das Talent lebende Personen auf das sprechendste darzustellen, mit jedem grossen Schauspieler gemein hat, bei guten, wiewohl nicht glänzenden körperlichen Anlagen, erreichte er bald das Ziel der Vollkommenheit, und nach dem, was über

den

den Geist seines Spiels gesagt worden ist, kann man es sich leicht erklären, daß sich sein Talent nicht auf ein bestimmtes Fach einschränkte, sondern daß er in mehreren Fächern meisterhaft spielt; wiewohl, wie Böttiger in seiner Schrift: Entwickelungen des Ifflandischen Spiels in vierzehn Darstellungen auf dem Weimarschen Hoftheater — sagt, nur Eine Stimme darüber ist, daß ihm die humoristischen Rollen in Lustspielen vor allen andern gelingen, die blossen Heldenrollen aber im ernsten Drama oder im Trauerspiele, wofern sich ihnen nicht ein Zusatz von Intrigue oder Laune beimischt, seinem Spiele am fernsten liegen. Seine Grundsätze über die Schauspielkunst hat er in seinen Fragmenten über die Menschendarstellung auf den deutschen Bühnen mitgetheilt, welche kleine Schrift unter das Beste gehört, was über Schauspielkunst geschrieben worden.

Späterhin ging Iffland an die Nazionalbühne nach Mannheim. Hier fing er an auch fürs Theater zu schreiben. Verbrechen aus Ehrsucht war das erste seiner Stücke, welches ihm ungetheilten Beifall erwarb; mehrere eben so vortreffliche, welche diesem folgten, vorzüglich: die Jäger, verschafften ihm bald eine Stelle unter den ersten Schauspieldichtern unserer Nazion.

Das bürgerliche Schauspiel, welches im Anfange der deutschen Litteratur von den meisten Kunstrichtern als eine verwerfliche Zwittergattung zwischen Lustspiel und Trauerspiel betrachtet wurde, und welchem vorzüglich Lessing durch seine Uebersetzung und Kritik des Diderotschen Theaters in Deutschland Eingang verschaffte, ist das eigentliche Fach, welches Iffland als Schauspieldichter bearbeitet. Eine eigene Herzlichkeit, welche man die Ifflandische nennen könnte, tiefe Menschenkenntniß, überraschend treue Sittenmalerei, tief rührende Situazionen, und über dieß alles ein moralischer Zweck herrschend — dieß sind die Vorzüge seiner Schauspiele, in welchen er keinen Dichter nachahmt als sich selbst, denn nicht ohne Grund findet man eine zu grosse Aehnlichkeit zwischen mehreren seiner Stücke, welches, wie einige andere Fehler, welche die Kunstrichter an denselben tadeln, eine nothwendige Folge davon ist, daß er sehr viel fürs Theater arbeitet. Wenn man seinen Stücken den Vorwurf macht, daß darin oft zu viel und zu lange moralisirt werde, so scheint mir Iffland durch die hohen Begriffe, welche er von der Schauspielkunst als einer Sittenlehrerin hegt, hierzu verleitet worden zu seyn.

In dem gegenwärtigen Kriege, welcher auch gegen Mannheim wüthete, verließ Iff-

land diesen Ort, und wurde, nachdem er mehrere Orte besucht und vorzüglich durch mehrere Gastrollen, die er im Jahr 1796 auf dem Weimarischen Hoftheater übernahm, neue Lorbeern eingeerntet hatte, an das Berliner Hoftheater engagirt, wo er zugleich Schauspiel-Director ist. Wenn es neben denen, welche sein Spiel verstehen und zu schätzen wissen, manchen in Berlin gibt, welchem Iffland unter seinem Rufe zu spielen scheint, so muß man bedenken, daß es das Loos vieler Menschen ist, eine glänzende Täuschung der einfachen Wahrheit vorzuziehen.

Iffland hatte, wie wir gesehen haben, einen unverkennbaren und unwiderstehlichen Beruf zur Menschendarstellung als Schauspieler erhalten. Aber auch er mußte einen harten Kampf mit den Vorurtheilen kämpfen, die von allen Seiten der Wahl dieses einst so verrufenen Standes entgegen gestellt wurden. Es bedrohten ihn, als angehenden Schauspieler, nicht weniger Unwille, Mißmuth und Verketzerung, als Lessing, der angehende Schauspieldichter, von seinen frommen Verwandten, nach der Erzählung seines eigenen Bruders, auszuhalten hatte. Aber auch von ihm gilt, was Lessings neuester Biograph, Herr Schink, von dessen Familienanhänglichkeit gesagt hat: keine Kränkungen konnten sie, weil sie aus

solchen Händen kamen, aus seinem Herzen vertilgen.

Man muß es ihn selbst erzählen hören, wie er die Hartnäckigkeit und die Vorurtheile seines wackern, aber tiefsinnigen Rektors in Hannover bei der Aufführung des Edelknaben zu überlisten wußte. Was der gute Moritz, sein älterer Mitschüler und Zeitgenosse, vergeblich aus sich hervor zu graben, oder in sich hinein zu klügeln suchte, wahre Anlage zur mimischen Darstellung, das hatte der wahrhaft Berufene von der Natur zum freiwilligen Geschenk erhalten.

In Gotha wurde Eckhof sein Vorbild, und Beil sein Freund, unzertrennlich und treu, bis zur letzten Stunde seines Lebens. In Karrikaturrollen und komischen Alten versprach man ihm damals den meisten Erfolg.

Schon damals gab er die ausserordentlichsten Beweise von seiner seltenen Kunstfertigkeit in der Mimik. .Er kopirte den ernsten Eckhof bald mit so grosser Vollkommenheit und Ergreifen aller seiner Eigenheiten, daß dieser nicht selten im vollen Ernste darüber entrüstet wurde. Aber der feurige Jüngling fand leicht Mittel, ihn zu besänftigen, und erbte von dem nur zu bald entschlafenen Meister, ausser der Lorenzodose und dem Stocke, die ihm als ein Vermächtniß zu Theil wurden, noch manche andere bewunderte Eigenschaft der Eckhofi-

schen Darstellungskunst. Die Flamme, die Eckhofs Vorbild entzündete und angefacht hatte, mäßigte und unterhielt Gotters sanft leitende Freundschaft.

Wahrheit, nicht Schimmer, wurde das hohe nur von wenigen erreichte Ziel seiner Bestrebungen. Alle Schönsprecherei durch declamatorische Emphasen und Modulazion, alles Gezierte und Verkünstelte, wurde und blieb ihm, als Manier, unausstehlich. So wurde es ihm möglich, die höchste Kunst zum reinsten Spiegel der Natur zu erheben. Die einfache Naturschönheit bedarf weder Schminke, noch des Flitterstaats einer eroberungssüchtigen Buhlerin. Je weniger sie es darauf anzulegen scheint, zu gefallen, desto sicherer gefällt sie.

Die höchste Nüchternheit und sorgfältigste Abwägung des Kunstaufwandes zu dem, was jedesmal der Rolle unentbehrlich ist, ohne auch nur eine Linie weiter zu gehen, als gerade gegangen werden muß, ist das Geheimniß, wodurch er bei nur mässigen Mitteln so naturgemäß und so vielseitig spielt. Er ist unstreitig ein grosser Meister in der Vertheilung von Licht und Schatten. Oft läßt er eine Stelle fallen, wo man ihn gewiß erwartet hätte, und überrascht durch Hervorhebung einer andern, die man ohne den Lichtstrahl, den der Künstler darauf zu leiten versteht,

kaum im Halbdunkel erblickt haben würde. Freilich läßt sich auch noch eine andere reichere Art des Vortrags denken, wo jede ausdrucksvolle Stelle mit vollem und gehörigem Nachdruck gegeben, und nicht blos durch den Contrast gewirkt wird. Allein hierzu gehören eben so wohl ausserordentliche Mittel, als eine ausserordentliche Beherrschung und Anwendung derselben. Ifflands weise Mässigung und Oekonomie gründet sich auf die vollkommenste Selbstkenntniß, verbunden mit der geübtesten Beobachtungsgabe, und dem reifsten Studium seiner Kunst.

Die Kunst durch eine Menge von kleinen Gleichungen, wie es Lichtenberg sehr treffend mit einem astronomischen Kunstausdrucke nennt, die Handlung eines mittlern Menschen zur Wahrheit und Bestimmtheit des Individuums zu verbessern, steht ihm in seinen schönsten Rollen im komischen Fache vollkommen zu Gebote. Die Frage ist hierbei nur: Wie weit erlaubt er sich in diesen Rollen bloß das Einzelne am Individuum zu copiren? Denn so gewiß es ist, daß selbst die berühmtesten komischen Schauspieler in gewissen, bestimmten Fällen nur ein einzelnes, aber vollkommenes Muster vor Augen hatten: so wenig kann doch geläugnet werden, daß es allezeit Mangel an schöpferischem Genie und Selbstständigkeit — unerläßliche Eigenschaften des

Schauspielers vom ersten Range — anzeigen würde, wenn er zu jeder neuen Rolle ausser sich ein solches Muster aufsuchen wollte, und nicht durch eigene Beobachtung und Zusammensetzung ein vollkommenes Vorbild erschaffen könnte, dem er durch kluge Uebertragung einzelner Züge, und durch das, was Lessing die individualisirende Geberde nennt, alle mögliche Täuschung mittheilt.

Jeder Schauspieler, der nur sich etwas über die Mittelmäßigkeit erhebt, weiß und beobachtet die Regel, daß es für ihn in den Szenen, die Diderot die zusammengesetzten nennt, so lange er als Mitspieler auf der Bühne erscheint, keinen Augenblick Stillstand giebt, wenn er auch nichts zu reden, wenn er auch bloß als stumme Nebenperson in diesem oder jenem Auftritte zu figuriren hat. Sein Verstummen erstreckt sich bloß auf die geschriebene Rolle. Aber sein Geberdenspiel, sein Auge, sein Blick auf die Mitunterredner ist in jedem Moment bedeutend, sey es durch wirklichen Ausdruck eines bestimmten Affekts, oder selbst durch Ruhe, durch Gleichgültigkeit, durch künstliche Zerstreuung, wenn es die Umstände fordern. Es lassen sich natürlich in diesem mit Unrecht stumm genannten Spiele eine Menge Stufen der Vollkommenheit und des lebendigen Ausdrucks denken. Aber die größte Kunst ist hier bescheidene Mäßigung, damit

es nicht das Ansehen habe, als wolle man sich allein bemerkbar machen, und richtig gehaltenes Zusammenspielen zum Ganzen, worin es oft die größten Schauspieler am leichtesten versehen. In allen diesen Feinheiten und Schattirungen des stillschweigenden Spiels ist Iffland ein unübertroffener Meister.

Zwei Dinge sind, wodurch auch der bloße Brodkünstler oft die Menge täuscht, und sich für Augenblicke der ersten Ueberraschung bei solchen Zuschauern, die das innige, gr[illegible] Naturspiel zu fassen nicht vermögend sind, oft rauschenden Beifall erschleicht. Ich meine das Mahlerische in der Geberdensprache, und kleine extemporirt scheinende Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit oder des Humors durch besondere Lazzi im Komischen, oder Theaterstreiche im Tragischen, die ich mit dem englischen Kunstausdrucke Nebenspiel nennen möchte. Daß Iffland auch den mahlerischen Ausdruck in der Mienen- und Geberdensprache da anzubringen verstehe, wo diese Zierlichkeit im Geist der Rolle selbst zu liegen scheint, beweißt sein Spiel als Oberpriester in der Sonnenjungfrau; und wie reich er an glücklichen und immer aufs neue veränderten Einfällen im Nebenspiele seyn könne, setzte z. B. seine Rolle des Wallen ausser allen Zweifel. Aber es fällt ihm nie ein zu mahlen, wo der verständige Zuschauer Ausdruck der Empfindung und des Affekts ver-

langt. Sein Nebenspiel wird nie durch Uebertreibung oder Wiederhohlung verächtlich, oder durch zu starkes und geflissentliches Hervorheben lästig und der schönen Harmonie des Ganzen, dem so etwas natürlich tief untergeordnet bleiben muß, nachtheilig.

Die Interpunkzion des Gefühls, nicht der Grammatik, die Gedankerhaltung in Schleifung, Stärke oder Schwäche ganzer Sätze und einzelner Wörter, das leisere Anhalten beim Aufdämmern eines neuen Gedanken, und endlich das Geheimniß der grössern Pause selbst, kennt und übt Iffland mit einer Zartheit und Richtigkeit, die in der That nicht oft genug zum Muster empfohlen werden kann. Auch hierbei findet der weiseste Haushalt Statt, wie die von ihm selbst so sorgfältig beobachtete Regel, fast nie einen ganzen Athemzug auszupausiren, sondern immer im letzten Viertel einzufallen, hinlänglich beweiset.

Was die Franzosen einst an ihrem Le Kain so sehr bewunderten, und was alle Verehrer des grossen Eckhofs noch jetzt mit Begeisterung als eine Eigenheit seines Spiels rühmen, die besonders im höhern Affekt des tragischen Spiels den Zuhörer tief ergriff und erschütterte, der verbissene Ton, mit der gebrochenen Stimme und dem aus der Tiefe herauf schallenden, und doch kaum laut werdenden Anklang, ist aus Eckhofs Schule selbst

ein Eigenthum Ifflands geworden. Als Franz Moor z. B. in den Räubern von Schiller, wird er dadurch einigemal über alle Beschreibung ergreifend und Schauder erregend.

Bessern und Veredeln will Iffland in seinen Schauspieldichtungen als dramatischer Schriftsteller, vergnügen und belehren in seinen Menschendarstellungen als Künstler auf der Bühne.

Oder war es etwa nur Blendwerk und Schönrednerei, wenn er einst, im Gefühl dessen, was seine Kunst seyn könnte, und im Jahr 2440 seyn wird, die Worte niederschrieb:

„Daß der Schauspieler sich Volkslehrer glaubt — das ist, hoffe ich, nicht bloß die Parade der Innung, wodurch sie sich leere Worte zueignen und gegen die Angriffe allzu orthodoxer Geistlichen zu Felde ziehen will, sondern es ist das Gefühl des Einzelnen, Wahrheit, worauf sich allein der Künstlerstolz gründen muß." —

Wohl dem Einzelnen, bei welchem dieß Gefühl Wahrheit ist! —

Zimmermann.

Wenn jemals die Lebensgeschichte eines recht-schaffenen und mit Grund berühmten Mannes auf den Beifall des Publikums Anspruch ma-chen durfte, so darf sie dieß vorzüglich in ge-genwärtigem Zeitpunkte, wo das durch eine schreckliche Anzahl Lasterhafter entehrte und erniedrigte Menschengeschlecht, seine Augen vom Schauplatze der Greuel unwillig weg-wendet, und zum Ruhepunkt einen angeneh-mern Gegenstand sucht; — ein solcher ist oh-ne Zweifel der verstorbene Zimmermann. Ich will daher aus der Lebensgeschichte dieses be-rühmten Mannes die Haupt-Epochen seines bürgerlichen und häuslichen Lebens aufstellen.

Johann Georg Zimmermann ward zu Brugg im Aargau, einer kleinen Munizipal-stadt des deutschen Bernergebiets, den 28. Dezember 1728 gebohren. Sein Vater, J. Zimmermann, war daselbst Rathsherr, und stammte aus einer von jenen Familien, wie

man sie so oft selbst in den kleinsten schweizerischen Städtchen, und wahrscheinlich auch in andern Ländern, antrift, die in ihrer geräuschlosen Existenz schon seit Jahrhunderten durch Biederherzigkeit, durch rechtschaffene und würdige Verwaltung öffentlicher Aemter und Ehrenstellen sich um Vaterstadt und Mitbürger verdient gemacht haben.

Im väterlichen Hause genoß unser Held den Unterricht vortreflicher Lehrer bis in sein vierzehntes Jahr; nun schickte man ihn nach Bern, wo er die schönen Wissenschaften studierte. Nach einem dreijährigen Curs betrat er den Hörsaal der Philosophie. Seine philosophischen Studien gingen mit dem Jahr 1747 zu Ende; kurz zuvor hatte er aber das Unglück die zärtlichste und ehrwürdigste der Mütter zu verlieren; sein Vater war ihm bald nach seiner Ankunft zu Bern durch den Tod entrissen worden; ihm blieb also Niemand, mit dem er wegen der Wahl seines Berufes sich zu berathen gehabt hätte; ein immerhin schmerzhafter Fall, der ein trauriges Alleinstehen anzeigt, der aber in so fern auch seinen Nutzen haben kann, als man hier nicht Gefahr lauft, bewogen durch freundschaftliches Zureden eine Laufbahn nicht zu betreten, zu der unser Genius uns ruft. Der Entschluß für die Medizin war sehr bald gefaßt, und ein Name, auf den Bern stolz zu seyn Ursa-

che hatte, Haller, zog mit unwiderstehlicher Kraft den Jüngling zur Vollendung seiner Studien, nach Göttingen. Er langte daselbst den 14. September 1747 an, und wurde den 14. August 1751 graduiret. Haller empfing ihn wie einen Sohn, nahm ihn zu sich ins Haus, gab ihm gute Räthe, leitete seine Studien, war ihm Vater, Führer, Lehrer und Freund. Mit gleichem Fleisse studierte er alle Theile der Medizin unter Haller, Richter, Segner und Brendel.

Zimmermann schränkte sich aber nicht einzig auf das Studium der Medizin ein, sondern studierte auch Mathematik und Physik; er lernte Englisch; aber nicht blos die Sprache, sondern auch die Litteratur der Engländer, die ihm seine Lebenszeit hindurch lieb und werth blieb. Er war mit Pope und Thomson eben so gut bekannt, als mit Homer, Virgil und den besten französischen Dichtern. Auch studierte er unter Achenwall die Statistik.

Man sieht also, daß die vier Jahre seines Aufenthaltes zu Göttingen sehr gut angewandt wurden; er studierte mit der größten Anstrengung, als wenn ein inneres Gefühl ihm sagte, was er mit der Zeit werden sollte. Er schrieb aus Göttingen an Tissot die Worte: Mein hiesiges Leben gleicht dem eines Mannes, der auch nach seinem Tode noch zu leben wünscht. — Leider ist aber eine solche Lebens-

art nicht eben die gesundeste; seine Gesundheit unterlag schon damals derselben, und sein erster leichter Anfall von Hypochondrie schreibt sich aus diesem Zeitpunkte her.

Nach seiner Abreise von Göttingen, wo neben ihm viele nachher berühmte Männer studirt hatten, brachte er einige Monathe in Holland zu, und machte daselbst eine genaue Bekanntschaft mit Gaubius, so wie zu Paris mit Senac, an welchem er eine grosse Aehnlichkeit mit Brendel fand.

Im Jahr 1752 kam er nach Bern zurück. Daselbst hatte man gleich von Anfang viel Zutrauen zu ihm als praktischen Arzt, und er genoß das innige Vergnügen, seine alten Freunde wieder zu finden, und von ihnen mit der größten Herzlichkeit empfangen zu werden.

Während seines Aufenthaltes zu Bern kam Haller dahin, um seine Freunde zu besuchen und seine schwankende Gesundheit wieder herzustellen. Nach Verlauf einiger Wochen entschloß er sich da zu bleiben, und nicht wieder nach Göttingen zurück zu kehren. Nun bat er seinen Schüler und Freund, er möchte dahin reisen, um seine Familie abzuholen. Zimmermann erfüllte den Wunsch mit desto grösserem Vergnügen, weil er, wie alle, die das Glück hatten, Hallers Gemahlin zu kennen, sie von ganzem Herzen hochschäzte,

Sein Herz war der grenzenlosesten Zuneigung fähig, die er auch gegen ein seiner in jeder Rücksicht würdiges Frauenzimmer, eine Dame Meley, die mit Haller verwandt und Wittwe eines Herrn Steck war, faßte; er fand bei ihr Vernunft, Einsichten, einen kultivirten Geist, Geschmack, und was noch vorzüglicher als dieses alles ist, jene Sanftheit des Charakters, jene Gleichmüthigkeit, jene besänftigenden Reize der Stimme, welche, so lange er das Glück hatte, sie zu besitzen, ihm die Unannehmlichkeiten des Lebens versüßten.

Kurz nach seiner Verheirathung ward die, nach Verhältniß der Grösse und der Einkünfte der Stadt und der wenigen davon abhängenden Geschäfte, sehr einträgliche Stelle eines Stadtarztes zu Brugg erledigt. Die vornehmsten unter seinen Mitbürgern beredeten ihn, sie anzunehmen. Wer empfindet nicht eine Vorliebe für den Ort, wo er seine Jugendjahre zugebracht? Er hatte zu Brugg Verwandte, Freunde, ein sehr schönes Haus; so angenehm ihm daher auch sein Aufenthalt zu Bern war, so entschloß er sich dennoch zur Rückkehr in seine Vaterstadt.

Der Ruf seiner praktischen Kenntnisse war bei der Ankunft in seiner Vaterstadt schon so fest gegründet, daß er sogleich der Lieblingsarzt in der Stadt und der sehr bevölkerten

Nachbarschaft wurde. Und doch gab diese Praxis einem so feurigen Geiste nicht Beschäftigung genug, der immer tiefer forschen wollte, und der in jeder neuerworbenen Kenntniß die Quelle weitern Unterrichtbedürfnisses fand. Zimmermann las viel; nicht blos über medizinische Gegenstände, sondern seine Lektüre erstreckte sich auch über Moral, Philosophie, Litteratur, Geschichte, Reisen und Journale. Selbst Romane verschmähte er nicht, und warum hätte er die bessern Romane verschmähen sollen? Welches sind die Werke, wo der Mensch wahrer abgemalt, die Hülfsquellen seines Geistes lebhafter dargestellt, die Falten seines Herzens besser entwickelt sind? — Die guten Romane sind die natürliche Geschichte des moralischen Menschen, und diese zu lesen, wer fände da kein Interesse? Die englischen Romane sowohl, als die von Wieland, dessen Freundschaft er genoß, machten ihm das meiste Vergnügen.

Gegen das Ende des Jahres 1756 erschien sein erster Versuch über die Einsamkeit, — ein Werk, an welches er erst dreissig Jahre nachher die letzte Hand legte, und es nach einem erweiterten Plane heraus gab. Auch entwarf er im Jahr 1758 den Plan zu seinem Werke: über die Erfahrung, dessen erster Band aber erst gegen Ende des Jahrs 1763

erschien. Es enthält die Kunst zu beobachten, in Verbindung mit vortrefflichen Beobachtungen und mit den bündigsten Regeln, wie man Beobachtungen benutzen müsse. Beide Werke sind bekannt genug und weit über mein Lob erhaben. Sein Werk vom Nazionalstolze gab Zimmermann ebenfalls im Jahr 1758 heraus, das so reissend abging, daß im kurzen vier Ausgaben davon, jede mit neuen Verbesserungen von der Hand des Verfassers, herauskamen.

Im Jahr 1760 nahm ihn die königliche Gesellschaft zu Berlin zu ihrem Mitgliede auf, und nach und nach beeiferten sich die berühmtesten gelehrten Gesellschaften ihn unter die Zahl ihrer Mitglieder aufzunehmen, so daß er Mitglied der Gesellschaften von Zürch, Bern, Basel, München, Palermo, Pesaro, Göttingen, den medizinischen Gesellschaften von Paris, London, Edinburg, Kopenhagen, und endlich im Jahr 1786 von der Akademie zu Petersburg wurde.

Berühmt war nun wohl Zimmermann, aber darum nicht weniger unglücklich; oder war es vielleicht seine Celebrität, die es ihn desto tiefer empfinden machte, daß sein Wirkungskreis nicht ausgedehnt genug sey? Dieselbe Stimmung der Nerven, welche macht, daß einem nirgends wohl ist, und daß man

sich immer etwas anders, eine veränderte Lage, wünscht, macht den Menschen auch unentschlossen; er ergreift nie eine feste Parthie, und im Begriff die lang ersehnte Veränderung anzutreten, schaudert er doch wieder erschrocken zurück. Der Ruf nach Hannover im Anfang Aprils 1768 als erster Hannövrischer Leibarzt des Königs von England sollte ihm eine leichtere, freudigere Laufbahn eröffnen. Aber vergebens. Die Kutsche, in welcher er sich mit seiner Familie befand, wurde an den Thoren von Hannover umgeworfen; seine Schwiegermutter brach ein Bein, und dieser Unfall verbitterte die ersten Tage seines Aufenthalts zu Hannover. Kurz nach seiner Ankunft verlohr er denjenigen unter seinen vornehmen Gönnern, der ihm am herzlichsten zugethan war. Das Uebel, von welchem er die ersten Spuren in Brugg hatte, nahm gefährlich überhand, verursachte bisweilen heftige Schmerzen, und erschwerte ihm die Ausübung seines Berufs. Mit der Krankheit der Madam Zimmermann gings von Tag zu Tag zu schlimmer; eine von seinen Töchtern, die von jeher schwächlich gewesen war, blieb es auch jetzt. Oft schrieb er von Hannover wie von Brugg an Tissot: — Retten Sie mein Weib, so lieb Ihnen Ihr Zimmermann ist; retten Sie meine Kinder, die mir theurer sind, als mein Leben! —

Glücklicherweise zwang ihn bald das unumschränkte Zutrauen des ganzen Publikums, den einzigen Trost gegen Seelenleiden, eine ununterbrochene Beschäftigung, zu ergreifen. Seine Kranken zu Hannover, die Consultazionen, die ihm aus dem ganzen nördlichen Deutschland zuströmten, die Fremden, die um seines Raths zu pflegen, selbst nach Hannover kamen, zogen ihn aus seiner Melancholie; jede seiner Stunden war besetzt. Ganze Monate durch war er Tag und Nacht beschäftigt, und die größten Zerstreuungen, die er sich zur Seltenheit erlaubte, waren Reisen zu Fürsten, welche in wichtigen Fällen seinen Rath zu vernehmen wünschten, und denen er bei Besuchen allemal Zuneigung und Achtung einzuflößen wußte.

Aber mit den Gesundheitsumständen seiner Gemahlin wurde es je länger je schlimmer, so daß er endlich das Unglück hatte, sie zu verlieren. Sie starb am 23. Juni 1770. Dieser Verlust drückte ihn beinahe zu Boden, und vermehrte seine Leiden unendlich.

Sein übriges Leben war ein immerwährender Kampf mit Leiden und Widerwärtigkeiten. Seine Streitigkeiten mit seinen Kollegen sowohl als auch mit andern politischen Sekten und Gesellschaften muß ich hier der Kürze wegen übergehen. Daß sie viel Aufse-

hen machten ist bekannt. — Die Ueberspannung der Geisteskräfte, die Seelenleiden, die Schmerzen, die Schlaflosigkeit und endlich der Mangel an hinlänglicher Nahrung machten ihn vor der Zeit alt. Im 66. Jahre seines Alters war er in einem Zustande von vollständiger Abschwächung, und sein Körper glich einem Skelet. Das Ende seiner Krankheit sah er richtig zum Voraus; mehr als sechs Wochen vor seinem Tode sagte er zu seinem Arzt: Ich werde langsam, aber unter vielen Beschwerden sterben. Und vierzehn Stunden vor seinem Tode sagte er: laßt mich allein, ich sterbe. Für einen Mann der so viel litt, sogar keine mögliche Rettung voraussah, und der so gelebt hatte, wie er, mußte dies ein unbeschreiblich angenehmes Vorgefühl seyn. Er starb, der treffliche Mann, den 7. Oktober 1795.

Zimmermann war ein grosses und originelles Genie. Er besaß eine reiche Einbildungskraft, Scharfsinn, reife Beurtheilungskraft und vielfache Kenntnisse, nicht nur in der Medizin, sondern auch in der Politik, Moral, Geschichte, und alter und neuer Literatur. Seine Werke vom Nazionalstolz, von der Erfahrung in der Arzneiwissenschaft, über die Einsamkeit, beschäftigten sich mit ganz neuen, vorhin durchaus niemals und durch niemand bearbeiteten Gegenständen, deren

Schöpfer er war, und die er nicht obenhin oder fragmentarisch abhandelte, sondern über welche er vollständig ausgearbeitete Werke lieferte.

Rein war seine Seele, sein Herz vortrefflich; nicht leicht konnte jemand so strenge in Erfüllung seiner Pflichten seyn wie er, er war ein guter Sohn, guter Vater; sein ganzes Herz überströmte von Freundschaft, und wenn er im Taumel einer hypochondrischen Stunde einen Freund beleidigte, so machte er mit der größten Herzlichkeit und auf die einnehmendste Art seinen Fehler sogleich wieder gut. Dankbar war er im höchsten Grade; noch in seinen letzten Lebenstagen hatte er auch die kleinsten, ihm vor langen Jahren erwiesenen Freundschaftsdienste nicht vergessen. Sein empfindliches Nervensystem schadete ihm bisweilen; dieser Ursache allein sind einige leichte Abweichungen von seinem gewöhnlichen Lebenswandel zuzuschreiben, welche bei Leuten, die ihn nur wenig kannten, freilich zu allerlei Auslegungen den Anlaß geben konnten. Vielleicht war es eben auch diese Empfindlichkeit, die ihn bisweilen auf seiner Laufbahn aufhielt; wie wahr sagte daher seine Frau: was für ein Mensch wäre das gewesen, hätte er Herr über seine Nerven werden können! —

Eben diese Spannung der Nerven ließ ihn auch die kleinen Widerwärtigkeiten des Le-

bens viel tiefer fühlen als gewöhnliche Sterbliche, die selbige nicht mehr achten als die Veränderungen der Luft, an die man weiter nicht denkt.

Er war groß, sehr wohl gewachsen, hatte einen festen, gemächlichen Gang; wußte sich gut zu präsentiren, hatte einen schönen Kopf und eine angenehme Stimme. Sein Geist strahlte aus seinen Augen; ein wenig hatten ihn zwar die Kinderpocken mitgenommen, aber so, daß sie der Gesichtsbildung das an Annehmlichkeit wieder gaben, was sie der Haut an Schönheit nahmen. Seine zweite Gemahlin, seine zahlreichen Freunde, die Aerzte, die ihren Beruf lieben uud sich für die Fortschritte desselben interessiren, alle seine Kranken, Jedermann, der seines nähern Umgangs genossen hatte, diejenigen, die im Punkte seines unseligen Steckenpferdes mit ihm einerlei Meinung waren, und auch viele von denen, die es nicht waren, — beweinten seinen Verlust.

Wer, der Sinn für Rechtschaffenheit hat, wird nicht den Hingang eines Mannes bedauern, der mit beispiellosem Muthe sich dem Wohl der Menschheit aufopferte? Der zuerst sich einer Gesellschaft entgegen stemmte, von der er seit ihrem Entstehen nichts Gutes prophezeite? Der, ohne einen andern Zweck als den des allgemeinen Besten zu haben, und angefeuert durch den schönen Grundsatz, daß

Schonung des Lasterhaften das Verderben des Rechtschaffenen nach sich zieht, sich der bittersten Kritik, dem Haß, der Rache einer Menge, durch ihre Talente, ihren Credit, und selbst durch ihre Grundsätze furchtbarer Menschen ausgesetzt hat? Welcher der Begierde einer verheerenden Seuche Einhalt zu thun, seine Freuden, sein Glück, seine Ruhe, seine Gesundheit, selbst sein Leben aufopferte? Mögen Denker das würdigen, was Zimmermann mit so vielen Aufopferungen fürs allgemeine Beste that; mögen sie darüber urtheilen, was für ein Herz und Kopf dazu erforderlich war; mögen sie eine Vergleichung anstellen zwischen den Vertheidigern und Verbreitern der neuesten Länder und Leute zerstörenden Grundsätze, und zwischen dem, der allein gegen das Ungeheuer focht, und mögen sie alsdenn entscheiden, wer unter beiden die größte Achtung verdiente. O! gewiß wird ihr Dank den würdigen Zimmermann für alle die Flecken rächen, welche die Bosheit seinem Andenken so gerne anhängen möchte; und die Nachwelt wird die Wichtigkeit seiner Bemühungen dankbar erkennen.

Mengs.

Unter unserer, im Auslande so lange verkannten Nazion, hie und da Männer auftreten zu sehen, die durch glänzende Talente und Verdienste allgemeine Bewunderung erregen, und selbst von Völkern ausnehmend geschätzt werden, welche bisher in dem Wahne standen, daß nur auf ihrem Boden ächte Genies gedeihen: das ist der herrlichste Triumph für den Patrioten, und der ehrenfeste Ersatz für alle unverständigen oder hämischen Verkleinerungen, wodurch der respektable Name der Deutschen bald von unsern westlichen, bald von transalpinischen Nachbarn entweihet wurde. Folgende Biographie eines grossen Künstlers, vielleicht des größten Mahlers unsers Jahrhunderts, wird jenes Vorurtheil, welches besonders jenseits des Rheins einheimisch geworden zu seyn schien, völlig widerlegen.

Anton Raphael Mengs wurde im Jahr 1728 am 12. März zu Dresden gebohren.

Sein Vater stand daselbst als Mahler im Dienste des Fürsten, an dessen Hofe die schönen Künste des Geschmacks mit den Erfindungen der üppigen Sinnlichkeit in die Wette schwelgten, und der, so wie sein Sohn, berühmt durch die Anlegung der unvergleichlichen Bildergallerie zu Dresden, seine Residenz zu einem wahren Sammelplatz für Künstler aller Art machte.

Schon als 6 jähriger Knabe äusserte unser deutscher Raphael Genie und Neigung zur Malerei, die ihm sein Vater desto weniger zu verleiden für gut fand, je sicherer er ihn dadurch für die Gunst des Königs und für einen einträglichen Posten zu erziehen hoffen durfte. Durchaus unpsychologisch und in der That nicht väterlich, war freilich der erste Unterricht des angehenden Künstlers; er würde vielleicht jede andere Kindesseele auf immer gelähmt haben. Zween Jahre lang mußte der Knabe mit dem Crayon arbeiten, dann erst durfte er mit dem Pinsel Muster von Raphael und Caraccio nachbilden, oder Abends bei Licht, um die Mischung und Wirkung des Helldunkels zu lernen, antike Bildsäulen verkleinern. Handwerksmäßig gab man ihm täglich 2 bis 3 Stücke auf, und ein unbarmherziges Gericht erging über jeden daran mißrathenen Zug. Dabei mußte er allen Freuden und Bequemlichkeiten entsagen, und sein Vater hütete ihn

sorgfältig auf dem Zimmer, und wenn er es nicht konnte — eine verschlossene Thür.

Aber selbst unter dieser ertödtenden Behandlung entwickelte sich das Talent des seltenen Jünglings mit einer bewundernswürdigen Schnelligkeit. Nur in einer unüberwindlichen Blödigkeit und Schüchternheit — bei dem Manne, der nachher mit Königen umging, — in einer an Grobheit gränzenden Schüchternheit, und an dem siechen Körper, der späterhin dem Künstler die empfindlichsten Leiden hinzuzog, äusserten sich sein ganzes Leben hindurch die traurigen Spuren dieser unnatürlichen Härte.

Im zwölften Jahre ging er unter der Aufsicht seines Vaters nach Rom. Das Herz schwoll ihm vor Freude beim Anblicke aller der Schönheiten, welche dieser Mittelpunkt des unerfinderischen Aufwandes in sich vereinigt. Unablässig arbeitete er im Vatikan nach den bessern Mustern. Laokoon, Torso di Belvedere, und die beßten Stücke des Raphael beschäftigten gleich Anfangs seinen glücklichen Pinsel so gut, daß er bereits nach Verlauf eines Jahres den König August durch ein Probestück recht angenehm überraschen konnte. Und doch stimmten diese Fortschritte die Strenge seines Vaters gegen ihn nicht herab. Bei einem Schnitte Brods, und — in dem beßten Weinlande — bei einer Flasche Wasser, die seine

gewöhnliche Nahrung ausmachten, mußte der arme Jüngling in eben dem Grade von körperlichen Kräften verlieren, als er an Stärke des Geistes zunahm.

Kaum war er nach einem dreijährigen Aufenthalte in Rom, zu seiner Vaterstadt zurückgekehrt, als ihn der König mit einem guten Gehalte in seinen Dienst nahm. Aber keine Beweise der Huld seines Fürsten konnten den regen Wunsch in ihm ersticken, das Treibhaus für Künstler wiederum zu besuchen, welches er seiner Lernbegierde viel zu früh verlassen mußte. Er bat und erhielt am Hofe die Erlaubniß mit Beibehaltung seiner Stelle wieder nach Rom zu gehen. Auch diesesmal begleitete ihn sein strenger Mentor dorthin. Er besuchte nun die Malerakademie und die anatomischen Vorlesungen im Hospital del santo Spirito; legte sich aufs Kleinmahlen, und in zwanzigsten Jahre seines Alters zählte ihn Rom unter die größten Künstler seiner Art. Verschiedene Grosse machten ihm die annehmlichsten Bedingungen, wenn er in dieser Stadt bleiben wollte, wozu sie ihm die Erlaubniß vom sächsischen Hofe auszuwirken versprachen. Allein er opferte abermals seine Neigung dazu dem Eigensinne eines mürrischen Vaters auf, und ging auf dessen ungestümmes Verlangen im Jahre 1749 wieder nach Dresden zurück, nachdem er sich vorher mit einer liebenswür-

digen Römerin verbunden hatte, deren Bekanntschaft ihm das Aufsuchen des schönsten Musters für eine Madonne verschafte; — ohne Zweifel die beste Empfehlung für ihre Reitze.

Jetzt schien ihm nichts mehr zu dem frohesten Lebensgenusse zu fehlen, und doch fehlte ihm alles — ein heiterer Geist in einem gesunden Körper. Sein unnatürlicher Vater, an dem sanften Manne keinen Widerstand gegen seine notorischen Ungerechtigkeiten gewohnt, und vielleicht unmuthig darüber, den einträglichsten Posten seines Aufsehers aufgeben zu müssen, beraubte ihn unter dem nichtigsten Vorwande, aller seiner Effekten, und selbst seines Geldes. Zwar blieb er deßwegen nicht hülflos, weil ihm der Hof ausser einem schönen Hause jährlich 1000 Thaler zur Pension anwieß; aber doch wirkte dieser Vorgang sehr stark mit zu der Melancholie, welche ihn auf einige Zeit ergrief, während sein schwächlicher Körper, schon gewöhnt an die milde Luft Italiens, durch zunehmende Kränklichkeit litt.

Wenn diese Unannehmlichkeiten die Gemüthsruhe unsers Künstlers störten; so konnten sie doch seine Thätigkeit nicht hemmen. Er fuhr fort, die Bewunderung und Wohlthaten seines Hofes durch die größten Meisterstücke zu verdienen. So verfertigte er die beiden Gemälde über den Seitenaltären in der vom

Könige erst gebauten Schloßkirche zu Dresden, und mit dem Auftrage der malerischen Verzierung des Hauptaltars, erhielt er abermals die Erlaubniß zu einer Reise nach Rom.

Nicht wie vorhin, unter den Augen eines hartherzigen Vaters, sondern in Gesellschaft einer trefflichen Gattinn und einer kleinen Tochter, fand er in dem warmen Klima jenseits der Alpen bald seine Gesundheit, und bei der neuen Nahrung für seinen wißbegierigen Geist bald die Vergessenheit seines Kummers wieder. Beifall und Achtung begleitete ihn, wohin er kam. Unter mehrern angesehenen Kennern seines Verdienstes wurde jetzt ein gewisser Lord Northumberland sein Bewunderer. Er hatte für diesen die Schule Athen gemalt, und widerlegte durch seine Arbeit das bescheidene Urtheil völlig, womit er sich von dem unsterblichen Meister jenes herrlichen Stücks ausdrückte: Er kenne dessen Schönheiten noch bei weitem nicht.

Indessen brach der in Sachsen so verheerende Krieg aus, und August, sein größter Wohlthäter, mußte nach Polen flüchten, wodurch Mengs seine jährlichen 1000 Thaler verlohr. In dieser Verlegenheit blieb ihm nichts übrig, als bei seiner Kunst zu darben, oder sie bis zu günstigern Aussichten zu einem Handwerke für Brod herabzuwürdigen. Zum

Glück für sein Genie, zog dieser Unstern bald vorüber. Ein Ruf Karls des III. damaligen Königs von Neapel, entlastete ihn der Nahrungssorgen, unter denen noch kein grösser Kopf sehr gebildet worden ist. Hier fand er am Hofe freilich ein Heer von Neidern und Ohrenblasern, allein Karl ließ sich dadurch in seiner Meinung von unserm Landsmann nicht irre machen, und würdigte ihn von jetzt an beständig der ausgezeichnetesten Gnade. Gerade damals vertauschte er seinen bisherigen Thron mit dem spanischen, gab aber vor seiner Abreise unserm Mengs den Auftrag zum Portrait seines Sohns, welchen er als König von Neapel zurückließ. Wie sehr dieß Werk seinen Erwartungen entsprochen habe, äusserte er bald durch die Einladung des Künstlers nach Madrid. Ehe sie erfolgte, ging dieser nach Rom zurück, und legte an dem Gewölbe in der Villa Albani und andern Meisterstücken Proben seiner Geschicklichkeit ab, über deren Werth Kenner und Halbkenner nur eine Stimme haben.

Im Jahr 1761 schiffte er sich nach Spanien ein, in dessen Königsstadt ein wohleingerichtetes und mit allen Bequemlichkeiten versehenes Haus, nebst einem sehr ansehnlichen Gehalte, seiner wartete. Sein erstes Meisterstück war in Spanien ein Gemälde an der Decke des Wohnzimmers des Königs, auf

welchem er die Versammlung der Götter vorstellte. Hier zeigte er den erhabensten Ausdruck, die reinste Harmonie und die angenehmsten Farben der Freskomahlerei, welche man bis diese Stunde, noch nicht bei irgend einem Mahler auf der Welt bemerkt hat. Im Zimmer der Königinn Mutter, mahlte er in eben dem Style der Schönheit, die Aurora, und es scheint, als wenn die Grazien, zur Belohnung dessen, daß er sie an der ersten Decke so reizend gemahlt hat, ihm ihre Hände bei der Vorstellung der Braut des Titon verliehen hätten.

Indem aber Mengs damit beschäftiget war, den Pallast seines Monarchen auszuzieren, wurde seine Gesundheit, theils durch die unordentliche und unmäßige Art zu arbeiten, theils durch eine schwermüthige Sehnsucht nach seiner geliebtesten Gattinn, die er nach Rom zurückschickte, so sehr untergraben, daß er in eine Abzehrung verfiel, und jeder ihn dem Tode nahe glaubte. Nur eine fünfte schleunige Reise nach dem Orte, woran seine ganze Seele hing, konnte ihn wieder herstellen. Zärtlich für seine Gesundheit besorgt, erlaubte sie ihm der König. Unterwegs fühlte er eine solche Entkräftung, daß er nicht weiter, als bis nach Monaco kommen konnte, wo er sich geschickter Aerzte bediente, und dann,

durch sie gestärkt, dem Ziele seiner Sehnsucht entgegen eilte.

Ohne seine Kur völlig abzuwarten, ergriff er in Rom die Mahlplatte wieder, und was in Madrid zu seiner Krankheit beitrug, schien ihm hier seine Gesundheit wieder zu geben. Besonders arbeitete er jetzt für Clemens XIV. und erhielt dafür, ausser andern Beweisen der Gnade, von Sr. Heiligkeit den Orden vom goldenen Sporn. Drei Jahre verflossen so; er war wieder hergestellt, und doch äusserte er wenig Lust, schon nach Spanien zurück zu kehren. Der König, welcher ihm noch immer seinen Gehalt hatte auszahlen lassen, wurde endlich empfindlich, und ließ ihn, wiewohl mit größter Schonung, durch seinen Gesandten am päbstlichen Hofe an die Rückreise erinnern. Da erwachte in ihm das volle Gefühl seiner Pflichten. Keine wehmüthigen Thränen seiner gebeugten Gattinn und Kinder, keine Bitten seiner Freunde, konnten ihn länger halten. Er eilte nach Neapel, wo er verschiedene ihm vom Hofe aufgegebene Stücke unvollendet ließ, und sodann über Florenz nach Madrid zurück.

Unbeschreiblich geschwind gelang ihm hier die Menge der Meisterstücke, die man aus dieser kurzen Periode von ihm aufbewahrt, und das mußte sie, wenn der Hof noch seine Talente

lente benutzen sollte. Denn nicht lange darauf zwang ihn abermals sein trauriger Gesundheitszustand zu einer Reise nach Rom. Der König erhöhete seinen Gehalt, und bestimmte seinen Kindern einen Pension.

Bisher war dieser Ort sein Lieblingsaufenthalt; aber er wurde für ihn eine Wohnung der Trauer, als ihm der Tod die liebenswürdige Theilnehmerin seiner Schicksale, und in ihr den Gegenstand der reinsten, innigsten Zärtlichkeit, die wenige Menschen in dem hohen Grade fühlten als er, aus den Armen rang. Darüber in die schwärzeste Melancholie versenkt, welche die wenigen Kräfte seines leichenähnlichen Körpers vollends verzehrte; und — unter den Händen einer Wundernonne, die seine, nur für Malerei noch nicht abgestumpfte Seele bis zum Glauben an ihre Kuren herabstimmte — fand ihn sein letzter Augenblick mit dem Pinsel in der Hand, ehe er mit seinem Gemälde, die Verkündigung der Maria, fertig geworden war. So starb einst Apelles, während er an seinem Gemälde der Venus arbeitete. Beide grosse Maler hatten sich vorgenommen, in ihren letzten Gemälden, alle ihre vorhergehenden Werke zu übertreffen, und keiner von beiden brachte sie ganz zu Stande, und auch keiner fand sich nachher, der sie hätte vollenden können.

Er starb im Anfange seines 52. Lebensjahres, 1779. Sein Leichnam wurde in Begleitung der Professoren der Malerakademie von St. Lucas, in der Pfarrei St. Michele am Berg Ganicolo beerdiget, und im Pantheon neben dem Denkmale Raphaels, wurde sein Bildniß in Bronze, welches unter seiner Aufsicht modellirt war, aufgestellt.

Ganz Europa betrauerte den zu früh verstorbenen Künstler, der zwar nicht das Genie eines Raphaels besaß, aber doch die höchste Vollendung erreichte, die das Studium zu geben vermag. Oft war er zu ängstlich in dem letztern; eine Folge seiner sklavischen Erziehung. Corregio war sein Liebling. Zum größten Schaden für die Kunst blieb das schönste seiner Werke, die Verkündigung Mariä, das er für Carl III. malte, durch seinen Tod unvollendet. Die Dreßdner, noch mehr aber die spanische Bildergallerie enthält sehr viele von seinen Stücken, und Madrid und Rom besitzen von ihm die herrlichsten al Fresco-Gemälde.

Mengs war ein treuer Ehemann und zärtlicher Vater seiner Kinder, denen er eine strenge und vortrefliche Erziehung gab. Hingegen hat er durch seine schlechte Haushaltung und Verachtung des Geldes, seiner Familie sehr geschadet. In den letzten achtzehn Jahren seines Lebens rechnet man über 180,000 Speciesthaler, die in seine Hände geflossen

sind, und kaum hinterließ er bei seinem Tode so viel, daß man sein Leichenbegängniß bezahlen konnte.

Aber gewiß erlauben ihm seine Werke und Schriften einen Platz in dem Tempel der Unsterblichkeit, und seine ausserordentliche Güte des Herzens und der Sitten hinterlassen ein schmerzhaftes Andenken für seine Freunde. —

Garrick.

Gleich dem Atlas unter den Gebirgen, steht im der Liste der Schauspieler der unnachahmliche Garrick oben an, den sein eccentrischer Geist zum theatralischen Emphyreum trug, und für dessen glänzende Eigenschaften sich am füglichsten die Worte seines Lieblingsdichters schicken: er ist alles in allem, nie werden wir seines Gleichen wieder sehen! —

David Garrick ist von französischem Geblüte, und sein Familien-Name Garrique, der durch einen sehr begreiflichen Anglicismus, jetzt Garrick ausgesprochen wird. Er wurde am 20. Februar 1716 zu Heresford gebohren, wo sein Vater, Kapitain bei der englischen Infanterie, damals auf Werbung lag. Sein Großvater war einer der eifrigsten Hugenotten, die ihr Vaterland verliessen, als Ludwig der XIV. das Edikt von Nantes widerrief. Die Mutter unsers Helden war die Tochter eines Pfarrers bei der Kathedralkirche zu Lichfield.

Hier erhielt der Knabe seinen ersten Schulunterricht, an dem er aber wenig Gefallen hatte, denn schon damals zeigten sich die ersten Keime seiner Neigung zur Schauspielkunst.

Ein Onkel in Lassabon, der sich durch den Weinhandel bereichert hatte, wollte ihn bei sich haben, und Garrick war es zufrieden. Aber bald wurde der Onkel mit der Aufführung seines Neffen unzufrieden, und der letztere kehrte daher wieder nach Lichfield zurück. Hier wurde er in seinem achtzehnten Jahre mit dem berühmten D. Johnson bekannt, dessen vertrauter Freund er in der Folge wurde. Johnson eröffnete damals eine Lehranstalt, in der er vornehmlich die klassische Litteratur docirte, und Garrick war sein Schüler. Allein auch unter diesem talentvollen Lehrer machte ihn sein lebhafter Charakter zu ernsthaften Studien untüchtig, und seine Aufmerksamkeit auf das Drama herrschte über jeden andern Gegenstand. Er sollte sich der Rechtswissenschaft widmen, aber weder hier noch in der Mathematik machte er beträchtliche Fortschritte. Sein Geist zog ihn bloß zu theatralischen Gegenständen, und nichts konnte ihn vom Studium derselben abbringen.

Nach seines Vaters Tode ließ er sich auf kurze Zeit mit seinem Bruder in einen Weinhandel ein; allein im Sommer 1741 trat er in die Laufbahn, zu der ihn die Natur be-

stimmt hatte, und debütirte zu Ipsevich in der Rolle des Abran im Trauerspiel Oronoko. Jedermann erstaunte, einen jungen Menschen von 24 Jahren auf der Schaubühne zu sehen, der bei seinem ersten Schritte eine Vollkommenheit zeigte, welche die reifsten Jahre und eine lange Uebung den vornehmsten Schauspielern Englands nicht hatte geben können.

Jetzt beschloß er auf einer Londner Bühne aufzutreten. Er hatte nun seine Kräfte geprüft, und glaubte im Stande zu seyn, auf jeder Bühne in einer grossen Rolle zu erscheinen. Aber die Direktoren der zwei vornehmsten Theater in der Hauptstadt verkannten die Talente des jungen Schauspielers, der sich dadurch genöthiget sah, auf dem Theater in Goodmannsfeld aufzutreten. Seine erste Erscheinung daselbst geschah den 19. Oktober 1741 in der Rolle Richards des Dritten. Seine leichte, vertrauliche, aber doch starke Sprache machte, daß die Kritiker anfangs über die Neuheit und das Passende seiner Manier etwas verlegen waren. Lange hatten sie sich an eine erhabene Stimme, wobei die Töne plötzlich und mechanisch unterdrückt wurden, gewöhnt, womit man Bewunderung zu erregen, und Beifall zu erhaschen suchte. Die wahre Modulation der Worte und der mit derselben genau übereinstimmende Ausdruck der Gesichtszüge, nach den ächten Wirkungen der

Natur, waren ihnen einige Zeitlang unbekannt gewesen. Nachdem er aber mit den vollkommensten Beweisen seiner Kunst und der genauesten Kenntniß des Charakters mehrere Szenen gespielt hatte, so verwandelten sich alle Zweifel in Ueberraschung und Erstaunen. Dieses wuchs noch mehr, als die Rolle des Heuchlers und des Hofmanns, in die des Kriegers und Helden überging, und das Stück mußte, sechs bis siebenmal hintereinander gegeben werden.

Garrick war ein zweiter theatralischer Newton! Er verbreitete über Aussprache und Aktion neues Licht, verbannte das Uebertriebene, Schwülstige und Gezierte, und führte wieder Ungezwungenheit, Einfachheit, und wahre Laune auf der Bühne ein. Wer die besten alten Schauspieler gesehen und bewundert hatte, gestand: Garrick übertreffe sie alle in der Mannigfaltigkeit der Charaktere, und in den Force-Rollen komme er ihnen gleich.

Garricks wöchentliche Einnahme war anfangs sehr gering, und belief sich höchstens auf sechs oder sieben Pfund. Als es aber deutlich genug in die Augen fiel, daß nur er die Kasse füllte, und das Schauspielhaus fast ganz leer war, wenn sein Nahme nicht auf dem Komödienzettel stund, so bewilligte ihm der Direktor die Hälfte des Profits, und er befand sich recht gut dabei, denn Garrick bot

alle seine Kräfte auf, um beständig bewundert zu werden.

Indessen gelang es den Bemühungen seiner Gegner, eine Parlamentsakte gegen das Nebentheater auszuwirken, das durch seine Talente so berühmt geworden war. Er wurde daher für einen Jahrgehalt von 500 Pfund ein Mitglied des Schauplatzes in Drurylane. Auf diesem königlichen Theater stieg sein Ruhm immer höher, und breitete sich so weit aus, daß eine Deputation aus Irrland mit der Einladung an ihn gesandt wurde, im Junius, Julius und August unter den vortheilhaftesten Bedingungen in Dublin zu spielen. Er nahm das Anerbieten an, reiste im Junius 1742 nach Dublin, und fand auch da den unerhörtesten Beifall. Alle Volksklassen schmeichelten ihm als einem Wunder theatralischer Vollkommenheit. In den heissesten Sommertagen war das Schauspielhaus mit Personen vom Stande und ächten Kennern des Schönen und Wahren auf der Bühne angefüllt, und nie wurden sie müde, die mannigfaltigen Proben der Geschicklichkeit Garricks zu sehen und zu bewundern. Die große Hitze war den Zuschauern schädlich, und die epidemische Krankheit, welche viele Menschen wegrafte, wurde das Garricks-Fieber genannt.

Mit Ruhm und Ehre reichlich begleitet, kam er im Winter nach London zurück, und

erndtete jetzt wieder auf dem königlichen Theater den allgemeinsten Beifall. Er verließ aber London zum zweitenmale, reiste als Mitdirektor des königlichen Theaters nach Dublin, und kam im Mai 1746 mit einer guten Baarschaft wieder in London an. Bald nachher übernahm er mit Lacy das Drurylane-Theater daselbst, und behielt die Direktion desselben bis zum Jahre 1776. Hier besorgte er die wichtigsten Geschäfte, nehmlich die Verhandlungen mit Schriftstellern, die Annahme neuer Schauspieler, die Austheilung der Rollen, die Aufsicht bei den Proben, u. d. gl.

Wenn Reichthum, Verstand und ein großer Nahme glücklich machen kann, so war jetzt Garrick ein glücklicher Mann — und er war es auch in seinem Hause durch die Verbindung mit Mademoiselle Violetti, welche er im Jahre 1749 heurathete. Sie war eine liebenswürdige, schätzbare Frau, die von ihrem vorigen Stande (sie war eine Tänzerin) nichts als die Grazie übrig behielt, und sich von ihrem Manne bis an seinen Tod niemals 24 Stunden getrennt hatte.

In ihrer Gesellschaft machte Garrick in den Jahren 1763 bis 1765 eine Reise nach Italien und Frankreich, und überall wurde er mit Freude und Enthusiasmus aufgenommen. Wenn man ihn in Gesellschaften um eine Probe seiner Kunst bat, so war er dazu

immer sehr bereitwillig, denn es kostete ihm wenig Mühe. Er konnte sich ohne alle Vorbereitung sogleich in einen komischen oder tragischen Charakter verändern, und jede Leidenschaft des Menschen kopiren. Eben so plötzlich konnte er von der heftigsten Wuth, ja sogar Tollheit, zu der größten Lustigkeit und Laune übergehen, und alle theatralischen Vorstellungen mit der unglaublichsten Geschwindigkeit durchmachen.

Nach seiner Rückkunft von dieser dreijährigen Reise spielte Garrick keine neue Rolle mehr, erschien aber doch jedes Jahr regelmäßig in einigen seiner Lieblingsrollen, bis zum Jahre 1776, wo er die Theater-Direktion für 35000 Pfund Sterling verkaufte, und seine übrigen Jahre der Geselligkeit und dem ungestörten Genuß seiner Reichthümer zu widmen gedachte. Ehe er aber das Theater gänzlich verließ, wollte er noch einigen öffentlichen Beweis ablegen, daß er jetzt noch eben so viel Bewunderung erregen könne, als in der Blüthe und Kraft seines Lebens. Er spielte daher einige Wochen lang die Hauptrollen aus Shakespeare: Hamlet, Richard und Lear, und Jedermann erstaunte über die ausserordentlichen Talente, die ihm noch in seinem Alter zu Gebote stunden. Den 12. Juni 1776 erschien er endlich zum letztenmal auf der Büh-

ne, in der Rolle des Don Felix in dem Lustspiele: das Wunder, von Miß Centlivry.

Nur kurze Zeit genoß Garrick die gesammelten Früchte seines Talents in Ruhe, und auch diese Ruhe ward oft durch Kränklichkeit unterbrochen. Steinschmerzen, — eine Krankheit, der er schon lange unterworfen gewesen war — fingen jetzt an, seinen Körper so anzugreifen, daß sein Glück öfters durch die Heftigkeit der Schmerzen sehr geschwächt, oder gänzlich vernichtet wurde. In der Heftigkeit seiner Qualen nahm er manchmal zu Quacksalbereien seine Zuflucht, und dieses unüberlegte Verfahren hat wahrscheinlich seine hinfällige Gesundheit noch mehr zerrüttet. — Er entschlief ruhig am 20. Januar 1779.

Die Betrübniß des Publikums über Garricks Tod gibt seinem Ruhme, als Schauspieler, ein stärkeres Zeugniß, als die beste Lobrede ihm geben kann. Sein Leichnam ward mit grosser Pracht unter das Grabmal seines Lieblings in der Westmünster-Abtei gebracht. Beim Leichenzuge befanden sich Männer, berühmt durch ihren Geist und ihre Wissenschaften, Männer, die ihn liebten, und seinen Tod beklagten. Auch die vornehmsten Schauspieler begleiteten seine Leiche, und sie betrauerten ohne Verstellung den Verlust einer so grossen Zierde ihrer Kunst, und eines so reichlichen Wohlthäters gegen den Fond zur Unterstützung

alter Schauspieler, zu dem er nach und nach durch Benefiz-Komödien und Schenkungen ein Kapital von beinahe 4500 Pfund beitrug.

Garrick war klein von Person, schön gestaltet und wohl proporzionirt, und da er mit jener natürlichen Anmuth, die keine Kunst ersetzen kann, die Vollkommenheit des Tanzens und Fechtens verband, so war sein äusserliches Betragen beständig ungezwungen, natürlich und gefallend. Er war überhaupt ein schöner Mann; zwar nicht aus der Klasse der schönen Körper, die zu Halbgöttern taugen, denn er war kaum von mittlerer Grösse, und zu den Idealfiguren der griechischen und römischen Helden, zu dem, was die Franzosen das hohe Tragische nennen, fehlte ihm beinahe ein pied du Roi. Aber seine Figur war zierlich gebaut, er war nervig und fein, gedrungen ohne Fettigkeit, und jedes Spiel seiner Muskeln, jede äussere Schwingung stimmten genau zur innern Empfindung, die überall, in der Bewegung der Hand so gut, als im Ausdruck des Angesichts, durchschien. Seine Farbe war braun, und seine regelmässige und gefällige Gesichtsbildung wurde durch ein schwarzes, blitzendes und durchdringendes Auge belebt. Seine Stimme war hell, melodisch und gebieterisch, und hatte einen ganz ungewöhnlichen grossen Umfang. Durch seine Kunst, sie zu regieren, erhielt sie überdieß die Deut-

lichkeit und Vernehmlichkeit, welche machte, daß auch der entfernteste Theil der Zuschauer ihn verstund, er mochte die sanften Reden der Zärtlichkeit, oder die gebrochenen Töne der unglücklichen Liebe, oder das Heimliche zur Seite sprechen, oder das Lärmen der Raserei, oder die Kühnheit der Verzweiflung, oder die Heftigkeit der tragischen Begeisterung vorstellen.

Beim ersten Anblick entschied man sogleich, daß ihn die Natur zur Freude, zum Spott, und folglich zum Lustspiel berufen habe. Aus den Augen strahlte launiger Scharfsinn und satirische Schalkheit, die aber, — durch offene Freude gemildert — mehr anzog als abschreckte. Dieß zeigt deutlich, welche sichere Kunst, welche Schöpfungsgewalt über seine Phisiognomie dazu gehörte, in den grossen tragischen Rollen diesen Stempel der Natur zu verwischen; und doch forschte man umsonst darnach, wenn er als Lear im Ungewitter schrecklich betete, oder, mit der Hölle im Blick, als Richard vom Tyrannenlager auffuhr. Allen grossen Schauspielern waren von der Natur Schranken gesetzt; aber Garricks eccentrisches Genie vereinigte alles in einer Person, und ging gleich weit auf der verschienen Bahn Richards und Dorilas, Lears und Druggers, Hamlets und Fribbles. Bei den Proben machte er alle Rollen, selbst die Weiberrollen nicht ausgenommen, seinen Schau-

spielern mit einer täuschenden Wahrheit vor. Trauerspiel, Lustspiel, Possenspiel, der Liebhaber und der Held, der eifersüchtige Mann, dem die Tugend seiner Frau ohne Ursache verdächtig ist, der gedankenlose, artige Herr, der dieselbe bestürmt, — alles war in seiner Gewalt; er besaß den Ausdruck von jeder Leidenschaft. Einen Abend saß das Alter auf seiner Stirne, als wenn die Runzeln, die es ihm eingedrückt hatte, unauslöschlich wären; den folgenden schien es, als wenn die Fröhlichkeit und Blüthe der Jugend sich überall auf seinem Gesichte ausgebreitet, und auch diejenigen Merkmale vertilgt hätte, welche doch wirklich von der Zeit und Bildung der Muskeln herrühren. Nie hatte dabei ein Schauspieler so viel Ausdruck in den Muskeln des Gesichts besessen. Sie malten nicht nur einzelne Leidenschaften, sondern auch den Streit von verschiedenen, mit denen die menschliche Brust zuweilen erfüllt ist. Wenn auch seine Lippen schwiegen, so konnte man doch seine Empfindungen in deutlichen Zügen, ohne zu irren, auf seinem Gesichte lesen. Ueberhaupt war sein besonderer Vorzug durch seinen allgemeinen verschlungen, und wenn man auch behaupten sollte, daß es Schauspieler gegeben habe, die in verschiedenen Rollen ihm an Stärke gleich gekommen sind, so müssen doch selbst die Verfechter von diesem zugestehen, daß nie

irgend ein Schauspieler gewesen sey, der sich seiner Vollkommenheit in einer so großen Mannigfaltigkeit von Rollen genähert habe. Unbegreiflich war es beinahe, wie sein feingesponnenes Nervengewebe die beständige Anstrengung so lange ertragen konnte; denn es stürmte bei ihm in den tragischen Rollen nicht bloß auf der Oberfläche. So fand ihn z. B. einmal ein Freund nach vollendeter Rolle Richards hinterrücks auf einer Ruhebank gelehnt, mit keuchender Brust, bleich mit Schweißtropfen bedeckt, und mit herabgesunkener, bebender Hand, ohne Sprache.

Aber diese grossen Talente Garricks wurden vom Publikum auch erkannt und reichlich belohnt. Er wurde mit Reichthümern überschüttet, und genoß dabei die ausgezeichnetste Achtung. Er erscheint in einem ganz andern Lichte, als jemals ein Schauspieler in alten und neuen Zeiten, und bei irgend einer Nazion erschienen ist. Personen vom höchsten Range, Staatsminister, Generals und Admirals, und die verdientesten Personen besuchten ihn, und bewarben sich um seine Bekanntschaft. Der grosse Graf Chatan machte, als er sich eben in seiner Nachbarschaft auf einem Berge befand, ein Gedicht auf ihn. Alles, was aus den Provinzen, oder übers Meer kam, wollte durchaus die Löwen im Tower, und Garrick den Wundermann sehen. „Ich bin, sagte er,

auf dem Theater für Geld zu sehen, aber in meinem Hause allein für meine Freunde.“ Dieses Haus war ein kleiner, niedlicher Pallast am Ufer der Themse in einer ländlichen Gegend. Hier sammelte er seine verschwendete Schnellkraft wieder, und dahin eilte er, so oft er nur einen freien Tag erhaschen konnte, um einige Viertelstunden seines Lebens zu geniessen, denn in der Stadt gehörte er der Nazion zu. Ob er gleich mit den Ersten des Königreichs lebte, und in ihrer Gesellschaft geehrt und geliebt wurde, so steckte ihn doch der Ton der grossen Welt nicht an. Er überließ sich ohne Zwang seiner Laune, und glaubte, daß Scherz und treuherziges Lachen die Würze des Lebens sey. Er war voll der interessantesten Anekdoten, und wenn er erzählte, so handelte er zugleich. Jeder erschien mit einer Grimasse aus seinem Gesicht, und sprach mit dem Ton seiner Stimme, auch das kleinste Geschichtchen wurde zum Drama.

Die Lebensweise dieses grossen Schauspielers war glänzend, aber doch etwas weniger als seine Einnahme, wie es sich für einen klugen Mann ziemte. Er führte einen guten Tisch, sah seine Freunde gerne beim Essen, hielt sich Wagen und Pferde, und hatte so viele Bediente und eine solche Equipage, wie es sich für einen Mann von seinem

Vermögen schickte; aber alle seine Ausgaben waren nach der genauesten Oekonomie eingerichtet. Er hinterließ ein Vermögen von 140,000 Pfund, die er in weniger als vierzig Jahren insgesammt selbst erworben hatte. Dieser grosse Reichthum war Ursache, daß man ihm öfters einen häßlichen Geitz zur Last legte — eine Beschuldigung, die er wohl schwerlich verdiente. Er liebte die Verschwendung nicht, aber gerade seine mäßigen Ausgaben zu einer Zeit, als sich das Geld von allen Seiten her auf ihn gleichsam drängte, setzten ihn in den Stand, viele wohlthätige Handlungen zu üben. Niemand schien so ängstlich nach Gelderwerb, aber auch Niemand so willig, es wieder auf eine großmüthige Weise wegzugeben, als er. Oft schien es, als ob er sein Vermögen nur zu vermehren suche, um andern damit dienen zu können. Seine wohlthätige Gesinnung blieb sich gleich; sie bestand nicht in einem plötzlichen Anfall von Laune, die aus Eigensinn entsprang, sondern war, wie Shakespeare sagt: ein grosser, immer fliessender Strom, der die Ufer verherrlichte, die ihn umgaben. Selbst zu der Zeit schon, als er noch wenig Reichthümer besaß, war er stets zu helfen bereit, und öffnete seine Hand denen, die ihn um Beistand ansprachen;

Howard.

Wenn die Bemerkung gegründet ist, daß Männer, welche sich in ihrem besondern Wirkungskreis durch ungewöhnliche Verdienste auszeichnen, die Aufmerksamkeit und Hochachtung der Welt verdienen; wie vielmehr mag dieses von denen gelten, welche durch ihre Handlungen sich zu dem Rang der größten Wohlthäter der Menschheit erheben, und in dieser erhabenen Eigenschaft von allen verdienen gekannt und bewundert zu werden. Wohlthätigkeit, welche auf edle Absichten, auf weise und gemeinnützige Plane gegründet ist, und bei ihrer Ausführung durch wirksame und zweckmässige Mittel unterstützt wird, ist die erste und vornehmste Tugend, welche das Menschengeschlecht auf seine erhabenste Stufe stellt. Es ist die wichtigste Angelegenheit der Menschen, durch Aufstellung der vollkommensten und rührendsten Beispiele, von wohlthätigen Handlungen den

Geist der Wohlthätigkeit immer weiter zu verbreiten.

Unter allen den berühmten Personen, welche in verschiedenen Zeitaltern und unter verschiedenen Völkern ihr Leben durch eine ununterbrochene Reihe wohlthätiger Handlungen bezeichnet haben, sind nur wenige, welche so ausgebreitet, mit so reinen Absichten und mit einem so theilnehmenden Herzen zum Wohl der Menschheit wirkten, als John Howard. Gefangene, Kranke und Arme, nicht nur in seinem Vaterlande, sondern in ganz Europa, waren die Gegenstände seiner Aufmerksamkeit. Er suchte nicht nur den gegenwärtigen Zustand dieser Unglücklichen möglichst zu erleichtern, sondern sorgte auch zugleich für die Mittel, Verbrecher zu bessern, und künftigen Lastern mit ihren unseligen Folgen vorzubeugen. Er war ein thätiger Beförderer vieler wohlthätigen und nützlichen Plane, sorgte im voraus für ihre nachherige immer grössere Vervollkommung.

Dieses that er als Privatperson, ohne alle fremde Unterstützung, unter so mancherlei Beschwerden, Gefahren und Schwierigkeiten, die selbst den Entschlossensten muthlos machen konnten. Gewiß, von einem so hohen Gefühl für Menschenwohl wird kaum irgend jemand zuvor durchdrungen gewesen seyn. Billig steht daher Howards Nahme unter den-

jenigen voran, welche durch ihre Thaten den Ruhm der englischen Nation erhöhen. Seine Verdienste werden sein Andenken noch bei den späten Nachkommen im Segen erhalten, und die Ehre seiner Nation und seiner Zeitgenossen erfordert es, ihm lautere Denkmale der Dankbarkeit und Hochachtung zu stiften.

Dieser merkwürdige Mann, und in gewisser Rücksicht der größte und edelste Mensch seines Zeitalters, ja vielleicht seines Jahrhunderts, der sein ganzes Leben mit dem unermüdetesten Eifer der Verringerung des menschlichen Elends gewidmet hat, wurde im Jahr 1725 zu Lower Clapton, in der Englischen Grafschaft Middlesex, gebohren, wo sein Vater, John Howard, der in einer ansehnlichen Tapetenhandlung interessirt war, ein altes Haus bewohnte, welches schon viele Jahre in dem Besitze seiner Vorfahren gewesen war. Er erlernte anfänglich, auf Antrieb seines Vaters, die Handlung, verließ sie aber, als er durch dessen frühzeitigen Tod — er starb im Jahre 1742 — in den Besitz eines sehr ansehnlichen Vermögens gesetzt wurde.

Howard widmete nun alle seine Zeit der Ausbildung seines Geistes, und unter andern wurden Physik und Medizin die Hauptgegenstände seiner wissenschaftlichen Beschäftigungen, wovon auch in der Folge, besonders die letztere, ihm bei seinen menschenfreundli-

chen Beschäftigungen grossen Nutzen brachte. Seine Gesundheit, die einige Jahre hindurch noch immer schwach und unbeständig blieb, erforderte inzwischen so grosse Aufmerksamkeit, daß er seine litterarischen Beschäftigungen, oft durch den Gebrauch des Bades zu Bristol, und durch öftere kleine Reisen durch verschiedene Theile des Königreiches zu unterbrechen sich genöthiget sah.

Wegen dieser seiner schwachen Leibesbeschaffenheit nahm er auch seinen Aufenthalt auf dem Lande, wo die Pflege seiner Gesundheit eine Zeitlang seine vornehmste Sorge war. Da man an ihm eine Anlage zur Schwindsucht zu bemerken glaubte, so mußte er sich an strengere diätetische Regeln binden, welches den Grund zu seiner nachmaligen so ausserordentlichen Enthaltsamkeit im Genuße der Speisen und Getränke legte. Vermuthlich zeichnete sich gleich von der Zeit an, als er in einen unabhängigen Zustand versetzt worden war, seine Denkungs- und Handlungsart durch etwas gleich Eigenthümliches aus. Eine der merkwürdigsten Folgen derselben war seine erste Heurath, ungefähr im fünf und zwanzigsten Jahre seines Alters. Um sich gegen Madam Sarah Loidorn, einer Wittwe, bei welcher er zu Stocke Newington wohnte, für ihre freundschaftliche Sorgfalt während seiner kränklichen Umstände erkenntlich zu beweisen, machte

er ihr den Antrag, sie zu heurathen, ob sie schon zweimal so alt als er und sehr kränklich war. Ungeachtet ihrer Vorstellungen über das Unschickliche einer solchen Heirath bestand er doch auf seinem Vorhaben, und drang wirklich durch. Sie wird als ein verständiges, verdienstvolles Frauenzimmer geschildert. Bei ihrem Tod, welcher drei Jahre hernach erfolgte, während welcher Zeit er sich zu Newington aufhielt, war er über ihren Verlust sehr gerührt. Er sprach immer mit vieler Hochachtung von ihr. Nach seiner Kenntniß der Dinge und seiner Bekanntschaft mit der Welt sollte man glauben, er würde bei einem solchen Zufall einen völligen Gleichmuth bewiesen haben.

Seine großmüthigen Gesinnungen, von seinem Vermögen einen wohlthätigen Gebrauch zu machen, zeigten sich sehr frühe. Er betrachtete, wie es scheint, das Geld nie anders, als ein Mittel, sich und andere dadurch zu beglücken. Das wenige Vermögen seiner Gattin schenkte er ihrer Schwester. Sein Aufenthalt in Newington war eine Reihe wohlthätiger Handlungen, woselbst er auch eine ansehnliche Schenkung an die dasigen Dissenters machte, zur Erbauung eines Wohnhauses für den Geistlichen.

Sein warmer Eifer für die Religion, welchen er unwandelbar durchs ganze Leben

zeigte, war eine Folge seiner frühesten religiösen Bildung. Er war vornehmlich der Partei der Independenten zugethan, und sein Glaubenssistem war das der nicht strengen Calvinisten. Ob es gleich scheint, daß er von seinen frühern Jahren an den Lehrsätzen, die er am meisten in der Wahrheit gegründet glaubte, und der Art von Gottesverehrung, die er vor andern billigte, anhieng; so beschäftigte doch die Religion für sich, in so fern sie das Verhältniß zwischen dem Menschen und seinem Schöpfer bestimmt, und der wichtigste Grund der Moralität ist, vorzüglich sein Nachdenken. Obgleich das Interesse der Partei, zu welcher er sich bekannte, ihm stark am Herzen lag, so beseelte ihn doch ein solcher Geist der allgemeinen Duldung und Liebe, daß er Tugend und Religion, wo er sie fand, ehrte.

Am 13. Mai 1756 wurde er zum Mitgliede der königl. Societät der Wissenschaften in London gewählt, und am 20. desselben Monaths in dieselbe eingeführt. Noch in eben dem Jahre entschloß er sich, eine Reise zu machen, um dadurch die seinem Geiste, nach dem Tode seiner Frau, so nöthig gewordene Zerstreuung und Aufheiterung zu verschaffen; und die Begierde, die Ruinen von Lissabon, so wie sie nach dem im vorhergegangenen Jahre erfolgten Erdbeben noch da

lagen, zu sehen, bestimmte ihn, eine Reise nach Portugall jeder andern vorzuziehen.

Er sah indessen Lissabon nicht; denn das Paketboot, auf welchem er sich befand, um dahin zu gehen, wurde von einem französischen Kaper genommen, und im Hafen zu Brest aufgebracht. Dieses Unglück hatte entscheidenden Einfluß auf sein ganzes künftiges Leben, und auf die menschenfreundlichen Beschäftigungen, welchen er dasselbe in der Folge so ganz widmete; denn da er einige Monathe lang zu Brest und Corbaix als Gefangener in den abscheulichsten Kerkern schmachten mußte, so war er nicht bloß Zeuge aller Leiden, welchen die Gefangenen so häufig ausgesetzt sind, sondern er erfuhr dieselben auch für seine eigene Person.

Nachdem er endlich auf sein gegebenes Ehrenwort entlassen wurde, folgte er dem Antriebe einer brennenden Begierde, Italien zu sehen, und machte eine Reise dahin. Nach seiner Zurückkunft von dieser Reise kaufte er sich zu Whatcombe bei Lymington ein kleines Landgut für 7000 Pf. St., wohnte dort etwa sieben Jahre, und verheirathete sich im J. 1758 zum zweitenmale mit einer Miß Harriet Leeds, einem sehr liebenswürdigen, sehr gebildeten, und ganz für ihn geschaffenen Frauenzimmer.

Mit dieser Gattin, welche alle die sanften und liebenswürdigen Tugenden, die ihrem Geschlechte eigenthümlich sind, in einem ausnehmenden Grade besaß, verlebte er, wie er selbst sagte, die glücklichsten Tage seines Lebens. Aber im Jahre 1765 verlor Howard auch diese Gattin in ihrem ersten Kindbette, und dieser traurige Verlust bewog ihn, auch Whatcombe wieder zu verlassen. Es ist bemerkenswerth, daß Howard an diesem Orte, wo er sich allen Einwohnern durch seine Rechtschaffenheit und Gutmüthigkeit werth gemacht hatte, während seines ganzen Aufenthalts daselbst, ungeachtet er selten Riegel und Schlösser gebrauchte, nie auch nur um die geringste Kleinigkeit bestohlen wurde; da hingegen sein Vorgänger, Cajetan Blake, mit allen seinen Fußangeln und Selbstschüssen öftern Diebstählen ausgesetzt gewesen war.

Howard nahm nun seine Wohnung in einem kleinen Hause auf einem väterlichen Gütchen zu Cardington bei Bedford. Die armen Bewohner dieses Orts fanden sehr ihren Vortheil in seiner Gegenwart. Er beförderte und unterstützte Industrie unter ihnen; er besuchte sie in Krankheiten, und wendete manches Unglück von ihnen ab. Ihre Hütten, die dem Einsturze nahe waren, baute er ihnen nach einem bequemen Plan wieder auf; gab jedem einen kleinen Blumengarten vor dem Hause,

und hinter demselben ein Stück Landes zu Kartoffeln.

In allen Fällen, wo ein Mann von ganz zum Guten gestimmten Herzen, durch die Mittel, welche ihm die Vorsehung zugetheilt hat, seine großmüthigen Gesinnungen an den Tag legen kann, behauptet Howard seinen Platz unter den ersten. Er unterschrieb nicht allein verschiedene öffentliche wohlthätige Plane, sondern auch seine Privatunterstützungen erstreckten sich auf sehr viele, und waren beßtens vertheilt. Man kann unmöglich einen strengern Beweis von der ihm so ganz *natürlichen* Fertigkeit, Gutes zu thun, geben, als diesen: daß, ob ihm schon seine öffentlichen Handlungen den Charakter eines solchen Menschenfreundes gaben, der seines Gleichen nicht hatte, es ihm doch nie möglich war, seine wohlthätigen Wünsche ganz zu befriedigen, ohne seiner Gewohnheit gemäß gegen die Armen auf seinem Gute und in der Nachbarschaft wohlthätige Handlungen auszuüben.

Noch ein anderer früher Zug des Charakters, welchen Howard in der Folge so offenbar zeigte, war dieser, daß er sich Ungerechtigkeiten und Unterdrückungen muthig entgegen setzte. Auf niemand konnte man sich so sicher als einen Beschützer des Rechts und der Unschuld verlassen. Sein Unwille wurde bei jedem Versuch, Eingriffe zu wagen, oder sich

über Andere zu erheben, erregt; und seine Denkungsart vermochte ihn, seine Empfindlichkeit über ein solches Betragen auf der Stelle in Worten und Handlungen an den Tag zu legen. Niemand konnte in Ansehung seiner Gesinnungen und Lage unabhängiger seyn, als er, und er benutzte diesen Vortheil so, wie ihn jeder unabhängige Mann benutzen sollte, Er handelte nach Grundsätzen, ohne dabei auf jemand zu achten, dem er dadurch mißfallen konnte; er ließ es sich stark gegen jeden merken, ob er ihn wegen seiner Denkungsart schätze, oder nicht, und widersetzte sich eben so standhaft verderblichen Anschlägen, als er wohlthätige zu befördern suchte.

Eben so zeichnete sich seine frühe und späte Lebensperiode durch Liebe zur Ordnung und Pünktlichkeit aus; diese leitete seine häuslichen Angelegenheiten, so wie seine Plane zum Besten anderer. Er theilte seine Zeit sehr genau und sorgfältig ein; bekümmerte sich selbst aufs genaueste um alle seine Geschäfte, und suchte durch Oekonomie das wieder zu ersetzen, was er, bewogen durch sein großmüthiges Herz, verschenkte. Sein Geschmack in Kleidern, Hausgeräth und in allem dem, was zur äussern Einrichtung gehört, gründete sich auf Einfachheit und Reinlichkeit. Diese Uebereinstimmung der Neigungen machte ihn zu ei-

nem Freunde der Quäcker, von welchen er viele zu seinen vertrautesten Bekannten hatte.

Er hatte mit vielen andern wohlwollenden und tugendhaften Männern dieses gemein, daß er ein Liebhaber der Gärtnerei war, und Gewächse zum Nutzen und Vergnügen zog. Da seine Speisen meistens aus dem Pflanzenreiche hergenommen waren, so hatte er zu dieser angenehmen Beschäftigung um so grössere Aufmunterung. Das schätzbarste Erdgewächs, die Kartoffeln, liebte er besonders, und eine vorzüglich nützliche Art derselben, die er der öffentlichen Aufmerksamkeit empfahl, erhielt von ihm ihren Namen. Sein Garten war wegen der geschmackvollen Einrichtung und den vortreflichen Produkten desselben ein Gegenstand der Neugierde. Von seinen verschiedenen Reisen brachte er zum öftern Sämereien von seltenen, durch Kunst gezogenen Pflanzen mit nach Haus, und vertheilte sie unter seine Freunde.

Wir nähern uns jetzt dem Zeitpunkte in Howards Leben, mit welchem sich die ausgezeichnete Laufbahn dieses grossen Menschenfreundes erst recht eigentlich anfängt. Seine wohlthätigen Bemühungen blieben nun nicht länger mehr innerhalb der engen Gränzen eines kleinen Dorfes, oder nur einer einzelnen Provinz eingeschränkt, und nicht mehr Befriedigung seiner Neugierde, sondern ganz andere

Beweggründe waren es, aus welchen er jetzt fremde Länder von neuem zu durchreisen anfing.

Im Jahr 1773 wurde er zum Sherif der Grafschaft Bedford bestimmt. Seine Theilnehmung an den Leiden der unglücklichen Gefangenen, und seine unermüdete Aufmerksamkeit auf den Zustand dieser Unglücklichen, welche zuerst durch seine eigene Gefangenschaft in Frankreich waren erregt worden, wurden jetzt, da Amt und Pflicht ihm das Elend der Gefangenen noch näher unter die Augen brachten, eigentlicher und unmittelbarer Beruf für ihn. Er fand bald, daß viele Mißbräuche in Gefängnissen herrschten, und daß das Elend der Gefangenen groß sey. Um beiden abzuhelfen, entschloß er sich, die vorzüglichsten Gefängnisse der benachbarten Grafschaften zu besuchen. Er fand in diesen gleiche Mißbräuche, gleiches Elend. Und als er darüber dem Hause der Gemeinen Bericht erstattete, wurden im Parlamente verschiedene Bills über diesen Gegenstand gegeben. Bei dieser Gelegenheit genoß Howard die ausgezeichnete Ehre, für das, was er gethan hatte, eine öffentliche Dankbezeugung vom Unterhause zu erhalten.

Im Jahre 1775 machte er eine Reise durch Frankreich, Flandern, Holland und Deutschland; im folgenden Jahre wiederhohlte er diese Reise, und besuchte auch die Schweiz, und das Resultat seiner Reisen und mühsamen

Untersuchungen legte er dem Publikum im Jahre 1777 in einem Werke vor, welches den Titel führt: Ueber Gefängnisse und Zuchthäuser. — Um seine Kenntnisse von diesem wichtigen Gegenstande noch mehr zu erweitern, besuchte er in den folgenden Jahren auch die österreichischen und preussischen Staaten, Italien, nicht minder die Hauptstädte von Dänemark, Schweden, Rußland und Polen, und kehrte durch Frankreich, Flandern und Holland nach England zurück.

Gefängnisse und Hospitäler waren auf allen diesen Reisen Howards der einzige Gegenstand seiner Untersuchungen, und durch keine Schwierigkeiten, keine Gefahren ließ er sich abschrecken, die möglichst vollkommenste Belehrung hierüber zu verschaffen. Er bewirkte durch seine darüber gemachten vortrefflichen Bemerkungen in vielen europäischen Staaten, besonders in Deutschland, die Errettung Tausender, die ausserdem in den schrecklichsten Kerkern verschmachtet, oder an Geist und Herzen verdorben worden wären.

Howard hatte sich nunmehr eilf Jahre hindurch mit der Reform der Gefängnisse, sowohl in Rücksicht auf die Gesundheit, als Moralität, beschäftigt, und auf alle mögliche Weise das fürchterliche Kerkerfieber auszurotten sich bemüht, als er auf einen andern Gedanken kam — den menschenfreundlichsten und

wohlthätigsten, der vielleicht je in dem Kopfe eines Sterblichen entstehen konnte, — den Gedanken: dem Fortgange der verzehrenden Pest Einhalt zu thun. Er besuchte daher auf einer neuen Reise die Pesthäuser und Lazarethe in Frankreich, Italien und der Türkei, theils als Arzt, theils als Privatmann; er schonte weder Geld noch Mühe, um sich befriedigende Kenntnisse von dem Zustande dieser Anstalten zu machen, half den Kranken so sehr es in seinen Kräften stand, und setzte sich nicht selten der Gefahr aus, von den tödtlichsten Seuchen angesteckt zu werden. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, lieferte er eine ungemein schätzbare Schrift: über die vorzüglichsten Lazarethe in Europa, und wagte sogar noch eine Reise in gleicher Absicht; er wollte nicht nur Europa, sondern auch Asien durchreisen, um die Pest ganz kennen zu lernen.

Er verließ daher 1789 im Sommer sein Vaterland, und sah es nicht wieder; denn in Cherson in der Krim wurde er ein Opfer seines beispiellosen Eifers für die Glückseligkeit seiner Nebenmenschen. Als er nämlich hier als Arzt ein Frauenzimmer besuchte, das an einem epidemischen Fieber krank lag, wurde er angesteckt und starb den 20. Januar 1790 in einem Alter von 63 Jahren.

Die Londner Hofzeitung kündigte den Tod dieses edlen und in seiner Art einzigen Märtyrers für Menschenwohl auf eine solche Art an, wie vielleicht noch nie der Tod eines simplen Privatmannes in derselben angekündigt seyn mag. Verschiedene Geistliche in London feierten sein Andenken durch besondere Predigten, und nunmehr nach seinem Tode wurde ihm ein Monument errichtet, welcher Absicht er in seinem Leben immer entgegen war.

Das erste, was einem persönlichen Beobachter Howards nicht entgehen konnte, war die ausserordentliche Lebhaftigkeit und das Feuer in allen seinen Bewegungen und Aeusserungen. Ein lebhaftes und durchdringendes Auge, starke und hervorstehende Züge des Gesichts, ein munterer Gang, Gebehrden voll Seele und Ausdruck verriethen einen feurigen Geist in der Entwerfung und Ausführung seiner Plane. Kein Zeitpunkt war in seinem Leben, wo er nicht irgend einen Gegenstand zum Theil seiner ernstlichsten Bestrebungen gemacht hatte, und in allem war er unermüdet, es aufs vollkommenste zu thun. Es bedurfte nur einen Wink, daß er etwas noch nicht ausgeführt hätte, oder daß eine neue Entdeckung zu machen wäre, und man erstaunte, das schon vollbracht zu sehen, was der Vermuthung nach erst sein Nachdenken beschäftigen

soll-

sollte. Selbst Cäsar konnte kein vollkommeneres Muster zu jenem Ausspruch des Dichters abgeben:

> Nil actum credens, dum quid superesset agendum.

Dieser sein reger Eifer war aber nicht etwa bloß eine vorübergehende, leidenschaftliche Hitze. Er besaß die immer seltenere Gabe, eine geraume Zeit hindurch einen Gegenstand mit der ganzen Energie seiner Seele zu umfassen, ohne sich durch die Begierde nach etwas anderm oder durch sonst eine Leidenschaft davon abbringen zu lassen, unfähig jenes Ueberdrusses und Eckels, der uns so gerne bei langen Geschäften beschleicht.

Bei allen seinen Handlungen wurde seine Unerschrockenheit und sein Muth so geprüft, daß es überflüssig seyn würde, diese Eigenschaften erst an ihm zu rühmen; sie waren ihm eigenthümlich, sowohl von Natur, als durch Grundsätze. Seine Nerven waren stark, und die Ueberzeugung, daß er sich auf dem Wege der Pflicht befinde, machte ihn gegen die Folgen furchtlos; auch zeigte sich diese Seelenstärke nicht blos bei wichtigen Vorfällen. Sie erhob ihn über falsche Schaam und die Schüchternheit, die manchen braven Mann in

der Gegenwart von Vornehmern aus der Fassung bringt. Niemand fürchtete je den Anblick der Menschen weniger als er; niemand nahm weniger Anstand, unerschrocken Wahrheiten zu sagen, oder schädlichen Meinungen öffentlich zu widersprechen. Er duldete und handelte mit gleicher Standhaftigkeit. Er war bereit der Wahrheit oder der strengen Pflicht alles aufzuopfern.

Howards fester Charakter zeigte sich auch in einer gewissen Hartnäckigkeit, welche ihn, wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, gegen alles Zureden oder Abreden unempfindlich machte, und ihn antrieb, seine Sachen durchzusetzen, ohne auf die Hindernisse zu sehen. Er forderte von denen schnellen Gehorsam, die ihm denselben schuldig waren, und er ließ sich keine schlechte und gleichgültige Behandlung gefallen; doch war er ein Mann von sehr vieler Ueberlegung und Nachsicht gegen menschliche Schwachheiten, und der gute Wille, sich ihm gefällig zu machen, konnte kaum seine gute Wirkung verfehlen. Seine Befehle und seine Forderungen waren mäßig; dieß beweist der lange Aufenthalt seiner Bedienten bei ihm, und die unwandelbare Anhänglichkeit an diejenigen, welche in seinen Diensten standen. Seine Mittel, um sich guten Willen zu erzwingen, bestanden hauptsächlich in Belohnungen, und sein Mißfallen

zu bezeugen, hielt er dieselben gewöhnlich zurück.

Auch sein Verstand war glücklicher Weise seinem großen Geschäfte angemessen, das er unternommen hatte. Er besaß zwar nicht im hohen Grade jene ausgebreitete Umfassungskraft, jenes Vermögen, alles auf einen Blick zu übersehen, das dem Manne von Genie eigen seyn soll, das aber auch ohne vorhergegangene Sammlung ächter Materialien auf trügerische Spekulationen zu führen pflegt. Er war eher ein Mann, der in die einzelnen Umstände drang, die arbeitsamste Genauigkeit, und den bis aufs Kleinste gehenden Untersuchungsgeist besaß; und deßwegen fand man bei ihm ganz die erforderlichen Eigenschaften, die den Weg zu Untersuchungen bahnen konnten, wo bisher Unwissenheit, Verwirrung und örtliche Gewohnheiten geherrscht hatten.

Howard besaß im hohen Grade jene achtungsvolle Aufmerksamkeit gegen das schöne Geschlecht, die einen Mann von guter Lebensart so sehr verräth. Seine Vorliebe für weibliche Gesellschaft war eines Theils die Folge von seiner Abneigung gegen alles grobe und ausgelassene Betragen. Seine Rede und seine Sitten waren unveränderlich rein und delikat, und die Freiheiten, welche man sich ungerügt,

ja sogar mit Beifall in vermischter männlicher Gesellschaft erlaubt, erregten bei ihm Gefühle des Eckels. Daß ein Mann diese feinen Empfindungen verläugnete, und selbst immerfort mit den Auswürflingen der Menschheit umging, war vielleicht ein größerer Sieg der Pflicht über Neigung, als irgend ein anderer, den er im Verfolg seiner Absichten erlangte.

Uebrigens lebte Howard äußerst mäßig. Im 62sten Jahre seines Lebens hatte er seit vielen Jahren keine animalische Speisen zu sich genommen, und seit 30 Jahren keinen Wein gekostet. Seine Speise bestand den ganzen Tag in zwey Penny Broden, mit etwas Butter oder Backwerk, einer Pinte Milch, und fünf bis sechs Schalen Thee, nebst einem gebratenen Apfel des Abends beim Schlafengehen. Während der Zeit, daß er zu Warrington den Druck seiner Abhandlung über Lazarethe besorgte, stand er mitten im Winter jeden Morgen um 3 Uhr auf, so wie er überhaupt gewöhnlich früh aufzustehen, und früh sich zu Bette zu legen pflegte. Vom Thee glaubte er, daß er die Lebensgeister erhebe, und führte denselben auf seinen Reisen beständig bei sich.

Und dieß waren die Hauptzüge von Howards Charakter. — Züge, die sich stark auszeichnen, und hinreichend sind, ihn von allen

andern zu unterscheiden, die mit ihm eine ungefähr gleiche Rolle auf der Bühne der Welt gespielt haben. — Seine starke Anhänglichkeit an Grundsätze, sein hohes Gefühl für Ehre, sein lauteres Wohlwollen, seine unerschütterliche Standhaftigkeit, und seine unermüdete Ausdauer, kann man allen Menschen, die wichtige Stellen bekleiden, oder sich in nützliche Unternehmungen eingelassen haben, als Eigenschaften vorhalten, die nicht weniger nachgeahmet als bewundert zu werden verdienen.

Metastasio.

Es ist eine richtige Bemerkung, daß sich die Geschichte insgemein nur mit Herzählung der Reihenfolge merkwürdiger Ereignisse beschäftigt, und uns fast ausschließlich blos das Leben solcher Menschen schildert, die dabei eine Rolle spielten, indeß sie so viele andere, unendlich wichtigere Personen mit Stillschweigen übergeht. Man fühlet es schon lange her, daß dieses Schweigen, diese Vergessenheit eigentlich Undank heissen sollte. Man ist überzeugt, daß es wichtiger sey, die Menschen, als die Begebenheiten zu kennen, und daß der nützlichste und wichtigste Zweig der Geschichte unstreitig derjenige seyn würde, der durch eine getreue Schilderung des Lebens berühmter Menschen aus allen Klassen der Welt Gegenstände der Nacheiferung und Muster zur Nachahmung aufstellte. — Was die allgemeine Geschichte nicht liefern wollte, vielleicht auch nicht liefern konnte, wurde bisweilen durch

besondere Biographien ersetzt. Diese sind es eigentlich, die zur Vervollkommung der Geschichte beitragen, und die man oft mit wärmerem Interesse, als die Geschichte selbst liest. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß sich hier mancher Mißbrauch eingeschlichen hat; wir haben Lebensgeschichten von Leuten, die in der tiefsten Verborgenheit hätten bleiben sollen. Das Uebel ist indessen so groß nicht; die Geschichte überlebt ihren Helden nie lange, und beide wandern bald in's Meer der Vergessenheit.

Aber man kann der Biographie einen noch schlimmern Vorwurf machen: Sie hat uns noch nie die Lebensgeschichte eines von jenen Männern erzählt, die in allen Epochen ihres bürgerlichen und häuslichen Lebens sich durch die strenge Ausübung jeder Pflicht auszeichneten. Sollte es wirklich unmöglich seyn, die Lebensgeschichte solcher Menschen so angenehm und anziehend zu erzählen, daß man sie gerne lese? Und ist es denn weniger nothwendig häusliche Tugenden aufzumuntern, als Talente? — In dieser Rücksicht darf gewiß die Lebensgeschichte des mit Grund berühmten Abtes Pietro Metastasio auf den Beifall des Publikums Anspruch machen. —

Pietro Trapassi, der eigentliche, ursprüngliche Name unsers Metastasio, war der Sohn des Felix Trapassi, eines Mannes, der

eben nicht der Liebling des Glückes war. Ein Unstern, der in seiner Geburtsstadt Assis über ihn aufging, war die Ursache, daß er diese Stadt verließ, und Rom zu seinem Aufenthalte wählte. Hier lernte er eine Bologneserin, Franceska Gallasti, kennen, und nahm sie zur Gattin. Diese zwar von der Liebe geschlossene, aber mit Glücksgütern nicht beschenkte Ehe ward mit mehrern Kindern gesegnet, aus denen wir hier nur Leopolden und Pietro nennen wollen. Schwer fiel es dem Vater, der von dem kargen Verdienste des Abschreibens lebte, die Bedürfnisse seiner Familie zu befriedigen, derselben die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen, und die Kinder an dem öffentlichen Unterrichte Theil nehmen zu lassen.

Eilf Jahre zählte Pietro, als sich in ihm eine ausserordentliche Neigung zur Dichtkunst und Musik veroffenbarte, und zwar in einem so hohen Grade, daß er im Stande war, aus dem Stegreife Verse herzusagen und abzusingen. Er that dieß oft in der kleinen Wohnung seines Vaters, während daß sich dieser mit Broderwerb beschäftigte. Bei einer solchen Gelegenheit geschah es, daß der berühmte Rechtsgelehrte, Gian Vincenzo Gravina, den ein Ohngefähr an der Boutique, wo der kleine Improvisatore seine Verse sang, vorbei führte, ihn hörte. Gravina stand stil-

le, bewunderte nicht allein die Gedanken, sondern auch den Ausdruck derselben, die Leichtigkeit des Verses, die Stimme und ihre künstliche Modulazion. Er entschloß sich in demselben Augenblicke, die Eltern des jungen Dichters und Sängers aufzufordern, die seltenen Talente des Knaben zu entwickeln, und solche zu der Fruchtbarkeit zu bringen, welche sie versprachen. Die sichtbare Unvermögenheit des Vaters überhob diesen einer nähern Erklärung, und Gravina nahm Pietro an Kindesstatt an. Von nun an erhielt der Knabe eine seinen Anlagen und Fähigkeiten entsprechende Erziehung, so wie auch den griechisch-italienischen Namen, — den er bis an sein Ende beibehielt, — Metastasio. Pietro gab grosse Hoffnungen von sich. Gravina schickte ihn nach Calabrien, um daselbst das Griechische, welches von den Einwohnern dieser Provinz gesprochen wurde, zu erlernen. Metastasio erfüllte ganz den Wunsch seines Pflegevaters, und brachte es im kurzen in dieser Sprache so weit, daß er schon in seinem 12. Jahre den ganzen Homer in italienische Verse übersetzen konnte. — Unter der Aufsicht und Leitung Gravina's rückte Pietro in den schönen Künsten und Wissenschaften täglich weiter vor. Er studirte die Klassiker, und vorzüglich die dramatischen Dichter Griechenlands, mit deren Genius er so vertraut wurde, daß er

ihn durch sein ganzes Leben nicht verließ, ohne daß man deßwegen den Italiener einen ängstlichen Nachahmer der Griechen nennen kann. Im 14. Jahre seines Alters schrieb Pietro seine erste Oper il Giustino, und gab dadurch einen Beweis, wie weit er es bereits in der dramatischen Kunst gebracht hatte. Es war sein erstes Werk, und erweckte grosse Sensazion. Gravina freute sich des Schülers, und verdoppelte seine Sorgfalt für die völlige Ausbildung desselben. Er nahm ihn mit sich nach Neapel, wo er ihn seinen Freunden als einen vortreflichen Improvisatore vorstellte. Man brachte es dahin, daß Metastasio öffentlich auftrat. Jedes ihm gegebene Thema bearbeitete er auf der Stelle und trug es in Versen vor. Ein Rolli, ein Vagnini, und selbst der berühmte Perfetti, die alle Meister in dieser Kunst waren, zollten ihm ihren Beifall. Man bewunderte das Auffallende seiner Ideen und ihre frappante Verbindung, die Leichtigkeit seines Rhytmus und die Flüssigkeit seines Verses, das Liebliche und Harmonische seiner Stimme. In dieser Stadt empfing auch Metastasio die mindere Weihung, oder die sogenannten ordines minores, und trieb das Studium der Rechtsgelehrtheit. Neapel gefiel ihm so wohl, und er gewann die Stadt so lieb, daß er sie sein zweites Vaterland, und, wie er sich in mehreren Briefen an sei-

nen Bruder ausdrückt, sein geliebtes Parthenope nannte. Nur sehr ungern verließ er Neapel; aber er mußte den Umständen nachgeben. Der im Jahre 1718 in Rom erfolgte Todesfall seines Pflegevaters und Wohlthäters Gravina rief ihn dahin, um daselbst das einträgliche Amt eines Advokaten, welches ihm durch Gravina's Tod zufiel, zu übernehmen.

Gleich bei seiner Ankunft in Rom dachte er darauf, einen öffentlichen Beweis von seiner Liebe und Dankbarkeit gegen den Verstorbenen abzulegen, um so mehr, da dieser Mann zu den vielen Wohlthaten, die Metastasio von ihm bisher genossen hatte, noch die hinzu fügte, daß er ihn zum Erben seines Vermögens einsetzte. — In der Gesellschaft der Arcadier las unser Dichter ein von ihm verfertigtes Trauergedicht unter dem Titel: la Strada della Gloria, der Weg des Ruhms, vor; ein Gedicht, das mit den lebhaftesten Farben den Schmerz über den Verlust eines so würdigen und gelehrten Mannes, wie Gravina war, schildert, und von dem dankbaren und empfindsamen Herzen Metastasio's ein vollgiltiges Zeugniß giebt.

Es ist leicht zu begreifen, daß Pietro, dem das Glück auf so mannigfaltige Art günstig war, den man seiner Talente wegen schätzte und ehrte, nicht ohne Feinde geblieben.

Er hatte das Schicksal aller grossen Männer, daß sich Insekten an ihm rieben. Man machte ihm aus seinem natürlichen Hange zur Dichtkunst ein Verbrechen; man beschuldigte ihn, daß er wichtigere Geschäfte hintansetzte, und sich leidenschaftlich poetischen Tändeleien überliesse. Man gieng noch weiter, und griff sogar seinen moralischen Charakter an, suchte in Spottgedichten, die kein Rechtschaffener ohne den grössesten Unwillen las, sein Herz verdächtig zu machen. Man borgte den Stachel der Satyre einem Juvenal ab, und richtete ihn gegen Metastasio. Man legte ihm Gefühllosigkeit zur Last, und verglich ihn mit Cinna. Man beschuldigte ihn der Verschwendung, einer niedrigen Schmeichelei, und einer lächerlichen Eitelkeit. Mit einem Worte: es gab keine moralischen Fehler und Gebrechen, die die Verläumdungssucht unserem Metastasio nicht angedichtet hatte. — Diese Anschuldigungen verdienen um so weniger eine Widerlegung, je mehr sie von dem unglücklichen Geisteszustande und Geschmacke ihrer Urheber zeugen, und gegen einen Dichter gerichtet sind, den die gelehrte Welt eben so bewunderte, als ihn jeder Rechtschaffene verehrte.

Wir haben schon gesagt, daß Metastasio die praktische Jurisprudenz gewählt habe; doch denke man ja nicht, daß er bei dieser Beschäftigung den Musen untreu ward. Er

blieb ihr Liebling wie vor, und sie seine unzertrennlichen Freundinnen. Man sah bald den Rechtsgelehrten wieder als Dichter an den Stufen des Altars Apollo's erscheinen, und dem Gotte der Dichtkunst ein seiner würdiges Opfer bringen. Es war die Oper, die Gärten der Hesperiden, gli Orti Esperidi, genannt, welche bei Gelegenheit der Geburts-Gedächtnißfeier der Kaiserinn Elisabeth von Braunschweig-Wolfenbüttel auf dem Theater zu Neapel 1723 mit allgemeinem Beifalle aufgeführt wurde. Die berühmte Sängerin Bulgorini zeigte sich hier als wahre Künstlerin, und man muß bekennen, daß sie durch ihre Kunst zu dem starken Effekte, den diese Oper machte, viel beigetragen habe. Auf Andringen dieser Virtuosin verfaßte Metastasio das folgende Jahr, 1724, eine andere Oper, nämlich die verlassene Dido, la Didone abandonnata; ein Werk, das den Grund zu seinem Ruhme legte. Italien sah hier das erstemal Dichtkunst und Musik sich dahin vereinigen, um Leidenschaften und Täuschung zu erregen. Diese beiden vortrefflichen Werke Metastasio's machten die gebildetere Welt lüstern nach mehreren Produkten des Dichters. Er befriedigte auch den allgemeinen Wunsch des Publikums, und schrieb die Oper Siroe, welche 1726 in Venedig bei einem ungemeinen Zulaufe von Zusehern gegeben ward. Das Jahr

darauf erschien sein Cato in Utica für die Bühne zu Rom, und 1729 Semiramis und Alexander in Indien, zwei Werke der erhabenen Gattung, voll grosser Charaktere, die meisterhaft entwickelt sind, reich an sentimentalischem Ausdruck, und in einem dahin reissenden Styl abgefaßt. Groß war der Ruhm, den diese Arbeiten dem Dichter zuwegen brachten, so groß, daß er bis über die Grenzen Italiens drang.

Es lebte um diese Zeit der berühmte Apostolo Zeno, als Dichter am Hofe Kaiser Karls des VI. in Wien; ein Mann, der sich sowohl durch seine Poesien, als auch andere gelehrten Arbeiten ungetheilten Beifall erworben hatte. Seine dramatischen Werke, profanen und religiösen Inhalts, und seine Oratorien, sind Produkte, die sich durch eine kunstvolle Knotenschürzung und Auflösung, durch erhabene Gesinnungen, durch Lieblichkeit und Harmonie, und durch eine unwiderstehliche Macht aufs menschliche Herz, durch Neuheit in der Erfindung, Energie des Dialogs, Reichthum an Gedanken und malerische Schilderungen empfehlen. Dieser grosse Dichter war Metastasio's Freund; er kannte die Arbeiten desselben, und wußte sie zu würdigen. Er wünschte ihn zu seinem Nachfolger, überzeugt, daß ihm noch die Nachwelt für seinen Wunsch danken würde. Zeno's Gesundheit

fieng an zu wanken. Die beständige Anstrengung seines Geistes zehrte seine Kräfte auf. Zeno empfahl Metastasio, und konnte er wohl einen Würdigern empfehlen? Pius, Prinz von Savojen, setzte sich dießfalls mit dem vorgeschlagenen Dichter 1729 in Unterhandlung. In einem Briefe von 31. August dieses Jahrs versichert der Prinz Metastasio, daß Zeno nur ihn verlange, daß er der einzige sey, der den Erwartungen eines so einsichtsvollen Monarchen wie Karl war, Genüge leisten könne, und trug ihm einen jährlichen Gehalt von 3000 Gulden, nebst einem ansehnlichen Reisegelde an. Metastasio danket seinem Freunde Zeno, und sieht es für ein Glück an, in die Dienste des Kaisers treten zu können. Der Prinz setzt die Unterhandlung fort, und Metastasio nimmt den Ruf, unter den schon angeführten Bedingungen an, bringt seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung, und reiset 1730 im Frühlinge nach Wien ab. Man sah mit Ungeduld der Ankunft des Dichters entgegen; er blieb viel zu lange aus; so begierig war man nach dem Besitz desselben in Wien. Allein diese Ankunft konnte früher nicht erfolgen; ein Kontrakt, dem zufolge Metastasio noch zwei Stücke für das römische Theater zu liefern hatte, band ihn; es waren die Opern Artaxerxes und Alexander, für Rom so viel als der Schwanen-

gesang des Dichters, den es nun auf immer verlor.

Man kann weder aus Briefen, noch aus andern schriftlichen Urkunden die Zeit mit Genauigkeit angeben, in welcher Metastasio in Wien erschien. Man weiß blos so viel, daß er, wo nicht zu Ende des Junius, doch ganz gewiß in den ersten Tagen des Julius 1730 in der Kaiserstadt anlangte; denn schon am 22. desselben Monats hatte er die Gnade, dem Monarchen vorgeführt zu werden, eine Gnade, deren Größe Metastasio zu schätzen wußte. Karl der VI. nahm ihn mit ungemeiner Freundlichkeit auf, und gab ihm deutlich zu erkennen, wie sehr er ihn schätzte. Dieß machte einen so tiefen Eindruck auf die zarte Empfindung des Dichters, und auf sein zur Dankbarkeit geschaffenes Herz, daß er von diesem Momente an ein enthusiastischer Anhänger und Verehrer des gesammten Erzhauses ward, und es immer blieb. Auch verkannte man ihn bei Hofe nicht. Die vornehmsten Personen suchten ihn von ihrer Achtung zu überzeugen.

Die ersten Beweise, die Metastasio in Wien von seinem Dichtertalente gab, waren: la santa Elena al Calvario, ein religiöses Drama, das man in der Osterwoche aufführte; dann il Tempio dell' Eternita, ein Theaterstück,

das

das in Gegenwart des Kaisers am Theater der Favoritte, den 28. August, und Demetrius, eine Oper, welche den 7. November desselben Jahrs, nämlich 1731 gegeben ward. Alle diese Arbeiten wurden mit allgemeiner Zufriedenheit aufgenommen, und der Dichter wirkte so sehr auf die Herzen seines Publikums, daß man bei verschiedenen Szenen die Augen der Zuhörer von Thränen überfließen sah.

Nachdem auf diese Art Metastasio seinen Ruhm auch in der Hauptstadt Deutschlands gegründet hatte, fuhr er fort, ihn zu vergrößern. Er schrieb 1732 Issipile und seinen unvergleichlichen Adriano, im folgenden Jahre darauf il Demofoonte und Olimpiade, eines seiner dramatischen Hauptwerke, welches am 24. August 1733 vorgestellt wurde. Diesen Arbeiten schloß er im Jahre 1734, die Clemenza di Tito an, womit er das Namensfest des Kaisers feyerte, und die man mit einem solchen Beifalle aufnahm, daß Sophocles und Euripides selbst zufrieden gewesen wären. Im Jahre 1736 erhielt die Welt von unserm Dichter seinen Achille in Sciro, den Themistocles, und il Ciro riconosciuto, Produkte, die am innern Werthe ihren Vorgängern nichts nachgeben. Mit dem Pinsel einer Gottheit malt er darinn die Macht und Stärke der Tugend, und das Abschreckende des Lasters, und zwar

so lebendig, so angreifend und erschütternd, daß es nicht möglich ist, von der erstern nicht dahin gerissen, und nicht mit Abscheu gegen das letztere erfüllt zu werden. Man fühlet, was der Dichter leistete, aber man vermag es nicht auszudrücken.

Metastasio's schöpferisches Genie, das keine Ruhe kannte, lieferte bald hierauf 1740 die Zenobia, die Wien am 28. August desselben Jahrs aufführen sah. Zur selbigen Zeit erschien auch sein Attilio Regolo.

Der Tod Karl VI. und der Erbfolgekrieg zwangen den deßwegen *nicht unthätigen* Dichter, eine Pause *in der Bekanntmachung* seiner Arbeiten zu beobachten. Erst im Jahre 1750 gab die Dresdner Bühne ein neues Stück von unserm Metastasio, die Oper l'Antigono.

Kaum war der Friede hergestellt, so winkten auch schon die Musen ihrem Lieblinge, und Wien erquickte sich an den Vorstellungen Metastasio's neuester Compositionen, nämlich 1751 an seinem Re Pastore, und 1752 an der Oper l'Eroe Cinese. Die Schauspieler und Schauspielerinnen gewannen durch diese beiden Stücke sehr viel. Der Glanz, welcher den Dichter umgab, fiel auch auf sie, und erhöhete ihren Werth.

Im Jahre 1756 schrieb Metastasio auf Verlangen des katholischen Königs die Oper

la Nitetti, die man daselbst mit ausserordentlicher Pracht aufführte.

Die drei letzten Werke Metastasio's, nämlich il Trionfo di Clelia, Romulus und Ersilia, und il Ruggiero, sind nicht weniger Meisterstücke in ihrer Art. Cleliens Triumph erschien zu Wien bei Gelegenheit der Entbindung der Erzherzogin Isabella von Bourbonne, der ersten Gemahlin Josephs II. Romulus und Ersilia wurde zu Innsbruck 1765, zur Vermählungsfeierlichkeit des Großherzogs von Toskana mit Maria Infantin von Spanien gegeben, so wie Ruggiero zu Mailand 1771, zu Ehren des Erzherzogs Ferdinand und der Prinzessin Beatrix von Modena auf die Bühne kam.

Dieß sind Metastasio's dramatische Arbeiten in chronologischer Ordnung. Der Dichter brach die Bahn mit Giustino, und diesem und Gravina's thätiger Verwendung für ihn, so wie seinem Erfindungsgeiste und der Stärke seiner Einbildungskraft, hat die Welt die grossen Fortschritte desselben im dramatischen Fache zuzuschreiben.

Wir schweigen von seinen übrigen poetischen Produkten. Er lieferte eine grosse Anzahl von Oratorien, kleineren Dramen, religiösen Handlungen, Cantaten, Epitaphien, Sonnetten, Gesängen u. s. w., die, wenn sie

auch nicht gleich alle ohne Unterschied der Strenge der Kritik entgehen, doch immer von dem grossen Talente des Autors zeugen. Uns genüget daran, jene seiner Arbeiten angeführt zu haben, die ihn auf den Parnaß erhoben, und das Urtheil rechtfertigen, daß er der fleissigste, sangbarste und allgemein bekannteste unter den welschen Dichtern dieses Jahrhunderts war. Er ist es, der der erste sowohl dem Inhalte als der Einkleidung der ernsthaften Oper neue und wesentliche Vorzüge gab. Kein Dichter verstand sich so vollkommen auf eine glückliche Wahl des Subjekts, auf leichte und doch wirkungsvolle Verbindung der Szenen, auf den schönsten, zauberischen Wohlklang des Versbaues und der Sprache, wie Metastasio. Vorzüglich war er Meister in der grossen dramatischen Kunst, das Herz zu rühren, und Leidenschaften zu erregen.

Metastasio's prosaische Lucubrationen, sein Auszug aus der Poetik des Aristoteles, und aus der Dichtkunst des Horaz, haben ihn, gleich seinen theatralischen Arbeiten, verewigt. Sie verrathen einen Gelehrten von tiefen Kenntnissen, enthalten viele neue und nützliche Bemerkungen, und beleuchten manches Dunkle der berühmtesten ältern und neuern Schriftsteller. Man lernet daraus das Grosse und Erhabene der dramatischen Poesie, ihre Schönheiten, aber auch ihre

Schwierigkeiten kennen, und sieht mit Vergnügen sich vollkommen befriedigt, und für die auf diese Lectüre verwandte Mühe hinlänglich belohnt.

Noch haben wir der Gottesfurcht, der reinen Sittenlehre, der gesunden Politik, und des Anständigen in dem Charakter Metastasios nicht erwähnt. Er war ein aufmerksamer Beobachter seiner selbst. Seine Empfindungen und Handlungen zeugten deutlich von dem veredelten Geiste, der ihn belebte. So unschuldig seine Schriften alle sind, so unschuldig war auch sein Lebenswandel. Er war verträglich, bescheiden, vermied sorgfältig jeden theologischen Streit und dachte hell. Einheimische und Fremde schätzten ihn. Personen vom jedem Range hatten Achtung für ihn. Seine Großmuth war groß. Hier eine Anekdote, und mit derselben zugleich ein Beweis, wie gerecht und uneigennützig seine Denkart war.

Ein reicher Mann, mit dem Metastasio in genauer Verbindung stand, hinterließ ihm nach seinem Tode ein förmliches, gerichtlich ausgefertigtes Testament, das ihn zum Erben des sämmtlichen Vermögens des Verstorbenen, das auf 100,000 Thaler geschätzt wurde, erklärte. Jung war damals Metastasio noch. Im Besitze eines so ansehnlichen Vermögens hätte er bequem und unabhängig von

jedem, und ganz seiner Lieblingsneigung gemäß leben können. Allein er erfuhr, daß der Verstorbene noch Verwandte zu Bologna hätte. Er reiste dahin, kundschaftete die Verwandten aus, und sagte, voll Edelmuth, zu einem seiner Freunde: „Segnen sollen diese das Andenken des Verblichenen, und weder ihm noch mir fluchen!“ Die Verwandten wurden vorgerufen: Metastasio redete sie also an: „Mein Freund hat mir zwar sein ganzes Vermögen vermacht, aber wie ich glaube, aus keiner andern Ursache, als um es so lange in Verwahrung zu nehmen, bis ich die *Würdigsten seiner Verwandten ausgeforscht* hätte, um es unter sie nach Billigkeit zu vertheilen. Mich dieses Auftrages zu entledigen, bin ich hieher gekommen.“ Sogleich zahlte er den Versammelten das ganze Vermögen aus, ohne das geringste für sich zu behalten.

Die Zufriedenheit Karls des VI. besaß Metastasio in einem so hohen Grade, daß ihm dieser gütige Kaiser, zu dem gewöhnlichen Gehalte, noch eine Pension von 2000 Gulden jährlich auswarf. Die unsterbliche Theresia folgte dem Beispiele ihres erhabenen Vaters, und wies dem Dichter einen Gnadengehalt von 1500 Gulden jährlich zu Mayland an.

Der jähe Todesfall Kaisers Franz versetzte Theresen in tiefe Trauer. Metastasio

nahm es auf sich, den betrübten Geist der unvergeßlichen Monarchin aufzuheitern. Er schrieb ein Gedicht unter dem Titel: Die Wünsche des Volks, und überreichte es der Kaiserin. Therese fand des Trostes viel in dem Gedichte, und beehrte den Verfasser desselben mit einem eigenhändig geschriebenen Billete, worinn sie ihm dankt, und die gedachte Pension von 1500 Gulden mit den Worten zusichert, daß er sie als einen Beweis der Achtung und Freundschaft annehmen soll, mit welcher sie ihm zugethan ist.

Als die Kaiserin 1767 von den Blattern genas, verfaßte Metastasio wiederholt ein Carmen: la publica Felicitá. Therese nahm es mit Vergnügen auf, und der Dichter erhielt abermals ein eigenhändiges Billet von seiner Monarchin voll der schmeichelhaftesten Ausdrücke: die Erhabene nennet ihn darinn den großen Metastasio, spricht von dem Feuer seines Geistes und seinem großen Talente.

Eine Ode, die Metastasio auf das Lustschloß Schönbrunn verfaßte, und der Kaiserin übergab, brachte ihm ein drittes Billet zuwege, das deutlich zeigt, wie sehr Therese die Verdienste des Dichters geschätzt habe.

Wir schweigen von mehrern andern Beweisen des Wohlwollens, die diese unsterbliche Frau unserm Metastasio gab, und die sie

jedesmal mit den verbindlichsten Ausdrücken begleitete.

Auch konnte sich der Dichter der Achtung des Königs und der Königin von Spanien rühmen. Beide Monarchen bewunderten seine Erfindung, seine Verse, und lasen mit Vergnügen seine Schriften.

Der Großfürst und die Großfürstin von Rußland, diese von den Wienern angebetheten Gäste Josephs I. würdigten ebenfalls auch Metastasio ihrer Aufmerksamkeit. Es wiederfuhr ihm die Ehre einer langen Unterredung mit diesen erlauchten Personen. *Sein eindringender* Verstand und *weitläuftige Gelehrsamkeit*, sein poetisches Genie, und die Gabe seines Vortrags wurden hier nicht verkannt.

Die Fürstin Belmonte Pignatelli in Neapel, eine Dame von großen Verdiensten, unterhielt von jeher einen beständigen Briefwechsel mit Metastasio, und nach ihrem Tode setzte ihr Sohn die Freundschaft der Mutter fort.

Metastasio brachte bei seiner Ankunft in Wien Briefe von der Fürstin an die Gräfin von Althann, die eine gebohrne Pignatelli war. Er kam, und ward Freund des gräflichen Hauses, und blieb es auch bis zum Tode der Gräfin.

Der verdienstvolle Perlas, der Graf Canal, bevollmächtigter Minister vom Hofe zu Turin, ein Kavalier von großem Verstan=

de, eben so großer Tugend und liebenswürdigen Eigenschaften, ein Freiherr und Reichshofrathspräsident von Hagen, verehrungswürdig durch eine seltene Rechtschaffenheit, waren die Freunde Metastasio's. Er, Canal und Hagen machten ein eben so gelehrtes als liebenswürdiges Triumvirat. Man kam zusammen, — und — las die Classiker, machte Anmerkungen über die schwersten Stellen derselben, und theilte einander seine Meinungen mit. Nach dem Tode des Grafen von Canal dauerte diese belehrende Unterhaltung zwischen Hagen und Metastasio fort, bis derselben der 1782 erfolgte Tod des Dichters ein Ende machte.

Metastasio war ein Mann von festem Charakter, in allen Verhältnissen sich selbst gleich und immer liebenswürdig. Er führte das regelmäßigste Leben; alle seine Stunden waren gezählt, alle seine Handlungen vorher durchgedacht und bestimmt. — Seine Religionsübungen, die Verrichtungen seines häuslichen Lebens, die Beschäftigungen seines Geistes, seine gesellschaftliche Unterhaltung, sein Frühstück, Mahlzeit und Abendessen, und sein Schlaf, alles hatte eine festgesetzte Zeit, und nur außerordentliche Fälle mußten es seyn, wenn er von dieser Gewohnheit abwich.

Kein Fremder von Rang und Bedeutung kam nach Wien, ohne den berühmten dramati-

schen Dichter kennen zu lernen, und keiner verließ ihn, ohne sein Freund geworden zu seyn.

Die Gegenstände, über welche Metastasio gewöhnlich sprach, waren alle aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, und dem Gebiete der schönen Wissenschaften. Fade Discurse, Ausfälle auf die Handlungen der Menschen um ihn her, Spitzfindigkeiten und Grübeleien hörte man in seinem Umgange nicht. Er disputirte nie; er philosophirte mit Bescheidenheit, und nur Wahrheit allein war es, die er sich zu erforschen bemühte. Wo Metastasio als Kritiker auftrat, da beobachtete er die äußerste Mäßigung und Schonung.

Diese weise Lebensart trug allerdings sehr viel zu dem bewunderungswürdigen Gleichgewichte der Seele unsers Dichters bei, und machte, daß er alle die Uebel nicht kannte, welche ein unruhiges Gemüth zu begleiten pflegen, die Nerven reitzen, und tausend Unbequemlichkeiten erzeugen. Die Mäßigkeit, welche er in jedem Genuße beobachtete, und seine ächtchristliche Resignation erhielten ihn beständig bei frohem Muthe, und machten ihn zu einem aufgeräumten, aufgeweckten Gesellschafter.

Unstreitig konnte nach allem dem Metastasio ein langes Leben hoffen, und jedermann konnte es ihm mit gutem Grunde versprechen. Aber anders stand es in dem Buche

des Schicksals; dort war die Gränze bezeichnet, bis zu welcher er und nicht weiter auf der Erde wandeln sollte. In dem unergründlichen Rathschluße der Vorsehung war sein Tod bestimmt, der sowohl für ihn, als für seine Freunde ganz unerwartet kam.

Man erinnert sich, daß Pabst Pius der VI. bei seiner Anwesenheit in Wien, in der Charwoche, die heiligen Gräber in fünf Kirchen besuchte. Es war eine Art von Procession, mit welcher diese Religions-Ceremonie geschah. Metastasio wollte den heiligen Vater sehen, und stand lange am Fenster, um den Zug genau zu beobachten. Er erkühlte sich, bekam einen Rheumatismus, der endlich in ein tödtliches Fieber überging. Ein Delirium wechselte mit dem andern ab; der Kranke litt viel. Er hatte lichte Augenblicke, und da war er heiter und ruhig. Kein Klagelaut kam über seine Lippen.

Als er die Gefahr, die seinem Leben drohte, erkannte, säumte er nicht, sich zu dem wichtigen Schritte nach der Ewigkeit vorzubereiten. Er empfing die Sakramente, und starb als Weiser und Christ am 12. April 1782, im 55sten Jahre seines Lebens, nachdem er drei Kaisern gedient hatte. Er starb mit einer bewunderungswürdigen Gemüthsruhe, und mit dem Bewußtseyn eines Tugendhaften.

Dankbar bis an sein Ende gegen jeden, der ihm Freundschaft erwies, war er es auch im Tode gegen Signor Martinez, Ceremonien-Meister bei der apostolischen Nunciatur in Wien, in dessen Hause er von seiner Ankunft in der Kaiserstadt an gewohnt, und viele Gefälligkeiten genossen hatte. Er setzte die Familie seines Freundes zu Erben ein. Die Erbschaft betrug ungefähr 100,000 Gulden, die größten Theils bei der Wiener Bank angelegt waren; ein Vermögen, das er seinem Fleiße und der Güte der Kaiserin Königin zu danken hatte.

Signor Martinez *unterließ nicht*, seine Freundschaft und Dankbarkeit gegen den Verstorbenen öffentlich an den Tag zu legen. Er sorgte für ein der Würde und den Verdiensten Metastasios angemessenes Leichenbegängniß, das mit ungleich größerer Pracht würde verbunden worden seyn, hätte sich nicht der Dichter schon vorlängst, und noch im Tode allen Pomp verbethen. Er wollte ganz gemeinweg begraben werden; denn es lag in seinem Charakter, alles Aufsehen zu vermeiden. Er liebte die Einfachheit, und drang auch auf Beobachtung derselben nach dem Tode.

Metastasio ward allgemein in Wien bedauert. Die Wissenschaften, besonders die schöne Litteratur, verloren vieles an ihm. Mit ihm starb ein thätiger Freund der Tu-

gend, auf dessen Grab noch jezt der Biedermann eine Thräne fallen läßt.

Rom und Neapel sah der Dichter immer für sein Vaterland an, und Rom und Neapel gaben der Welt unzweideutige Beweise ihres Schmerzes über seinen Verlust. In allen gelehrten Gesellschaften Italiens, deren Mitglied er war, las man Lobreden auf ihn ab, und zergliederte die Verdienste, die er sich um den Parnaß erworben hatte.

Inhalt.

Seite

1. Friedrich Wilhelm der II. 3
2. Carl Theodor 16
3. Tippo Saib 23
4. Toussaint Louverture 36
5. Duncan 44
6. Burke 50
7. Bender 73
8. Massena 80
9. Scherer 86
10. Dampierre 93
11. Sombreuil 100
12. Treilhard 107
13. Taleyrand = Perigord 113
14. Barthelemy 118
15. Die Ritterin d'Eon 130
16. Washington 141
17. Kosciusko 150
18. Zieten 169
19. Lessing 182
20. Iffland 198
21. Zimmermann 219
22. Mengs 232
23. Garrick 244
24. Howard 258
25. Metastasio 278

In eben dieser Handlung sind zu haben:

Biographien der berühmtesten Römer und Römerinnen, in historisch-dramatischen Darstellungen. Mit Kupf. und Vignet. 8. 1800.

Blüthen aus dem Gebiete der Lebensphilosophie und des Schönen. Oder Auswahl der besten und schönsten Stellen aus Wieland, Schiller, Göthe, Kant u. s. w. Mit Titelkupfer. Auf Schreibpap. 8. 1800.

Gallerie menschenfreundlicher Handlungen und Gesinnungen. Ein Denkmal für edle Familien aufgestellt von F. A. Gaheis. 8. 1800.

Hammon, Geist der Hölle. Eine Schauergeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Mit Kupfer, auf Schreibpapier. 8. 1799.

Inselbewohner, der einsame. Oder Robert Surrais Schicksale in zween Welttheilen. Mit Titelkupfer. 8. 1799.

Kotzebue (A. v.) der Schutzgeist. Eine wahre Geschichte. Mit Vign. 8. 1797.

Lafontaine (Aug.) Glück aus Unglück. Zwey Erzählungen. Mit Kupf. 8. 1799.

— — die Schwäche des menschlichen Herzens und die Folgen der Untreue. Zwey Erzählungen. 8. 1799.

Liebesabentheuer eines alten Wiener Junggesellen. Mit Kupf. 8. 1794.

—— einer alten Wiener Jungfrau. Mit Kupf. 8. 1797.

Mangolf von Rothenburg, oder der Kampf um Mitternacht. Schauergeschichte aus dem eilften Jahrhundert. Mit Kupf. u. Vignet. 8. 1799.

Rinold, der Maler für menschliche Herzen. Fünf Erzählungen. Mit Kupf. 8. 1796.

Schiller (K. A.) Gallerie interessanter Personen. Oder Schilderung des Lebens und Charakters, der Thaten und Schicksale berühmter und berüchtigter Menschen der ältern und neuern Zeit. 2 Bände mit Kupf. 3te verbesserte u. vermehrte Aufl. 8. 1799.

Scipio der Afrikaner und Scipio Aemilius. Historisch-dramatisch dargestellt. Mit Kupf. u. Vign. 8. 1800.

Sohn der Natur. Ein Seitenstück zum Naturmenschen von Aug. Lafontaine. Mit Titelkupfer. 8. 1799.

Waldraf der Wandler. Eine Geistergeschichte aus dem zwölften Jahrhundert. Mit Titelkupfer u. Vign. 8. 1798.

Wippo von Königstein, oder die Todtenhöhle am Fichtelberge. Eine Geistergeschichte aus den Zeiten Kaiser Rudolfs von Habsburg. Mit Kupf. u. Vign. 8. 1800.

Witting (J. C. F.) Katechismus der Weltklugheit. 8. 1797.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

XX (1+2) X.88

er
rei
15

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Meißner, Julius Gustav,

Charakteristische Lebensgemälde unserer denkwürdigsten und berüchtigtesten Zeitgenossen

Bd.: 2

Wien (1800)

Biogr.c. 438 e-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10071464-2
VD18 90126270